

2. Männlichkeit als soziale Kategorie

Die theoretischen Überlegungen zur Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit sollen nun in einem nächsten Schritt auf Männlichkeiten zugespitzt werden. Dabei ist Männlichkeit ein ambivalentes Phänomen. Einerseits scheint immer eindeutig zu sein, worum es eigentlich geht, denn es existieren jede Menge alltagstheoretischer Vorannahmen darüber ‚wie Jungen/Männer so sind‘. Andererseits wurde im letzten Kapitel aufgezeigt, dass die naturalisierenden und essentialistischen Begründungen nicht ausreichen, um die Geschlechterverhältnisse angemessen zu erklären. Es bedarf eines genaueren Verständnisses dessen, was gemeint ist, wenn von Männlichkeit die Rede ist. In der Männerforschung existieren dazu unterschiedliche Ansichten. Deswegen wird im folgenden Kapitel ein Modell von Männlichkeit skizzieren, welches in der Lage ist, die Komplexität des Themas angemessen zu erfassen. Die Theorie soll in erster Linie einer Anwendbarkeit auf das qualitative Material genüge tun. Daher wird an dieser Stelle auf eine ausführliche Diskussion unterschiedlicher Ansätze zum Thema Männlichkeit verzichtet, zumal die wissenschaftliche Theoriearbeit – wenn auch nicht abgeschlossen – so doch bereits große Fortschritte gemacht hat.

Die Studie blickt aus der Sicht der Jungen: auf ihre Mitschüler, auf die Mädchen, auf die Lehrkräfte und die Institution Schule. Zwar ist die Ordnung der Geschlechter eine relationale Angelegenheit, der Nachteil des Fehlens der Mädchenperspektive in der vorliegenden Studie wird jedoch durch den ungleich detaillierteren Einblick in die Konstruktionsprozesse der Schüler aufgewogen. Im empirischen Teil wird anhand aufgezeigt, welche Inszenierungsmöglichkeiten und Binnenrelationen von Männlichkeit im spezifischen Kontext des Feldes Schule zu finden sind.

Im Zuge der Männerbewegung der 1980er und 1990er Jahre findet das Thema Männlichkeit im deutschsprachigen Raum eine große und populäre Verbreitung als expliziter Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen. Auch wenn in diesem Kontext auf unterschiedliche Theorien Bezug genommen wird, eint die Männerbewegung jedoch zumeist die Suche nach einem essentialistischem Kern. Die begleitende Männerverständigungsliteratur schreibt, im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlich und essayistisch, mal klagend, mal hoffnungsfroh, über die Veränderungen im Geschlechterverhältnis (vgl. Wieck 1988; Hollenstein 1992; Rohrmann 1994). Männlichkeit wird als feststehende Identität definiert und gegen Weiblichkeit gestellt. Oft gepaart mit Erkenntnissen aus der Psychoanalyse wird versucht, ein einheitliches Bild vom Mann-Sein oder von Männlichkeit zu entwerfen (vgl. Winter/Willems 1991; Böhnisch/Winter 1994; Böhnisch 2003¹⁶).

Hier lassen sich keine Analyseinstrumente gewinnen, die sowohl der sozialen Konstruiertheit als auch der Differenziertheit von Männlichkeiten gerecht werden. Denn diese sind vielfältiger, als dass sie auf einen einzigen Typus reduzierbar wären. So ist dieser Blickwinkel zumeist ethnozentristisch auf deutsche, mittelständische Männer zugeschnitten. Zugleich können alternative Begehrens- und Lebensformen wie Homosexualität oder entdramatisierende Praktiken nicht theoretisch gefasst werden.

Die Männerverständigungsliteratur hält eine Vielzahl unterschiedlicher Erklärungsmodelle bereit, es existiert zwar ein scheinbar gesichertes Wissen über Männlichkeit, aber bei genauerer Überprüfung erweist sich dies häufig als recht spekulative und alltagstheoretische Annahme. Die genauso humorige wie populärwissenschaftliche These von Dieter Schnack und Rainer Neutzling über die „kleinen Helden in Not“ (1990) werden 14 Jahre nach dem ersten Erscheinen immer noch gerne zitiert. Dabei wird oft das Thema der männlichen Identifizierung aufgegriffen, die durch die doppelte Negierung des ‚Nicht-nicht-Männlichen‘ stattfinden soll. Geprägt von Lothar Böhnisch und Reinhard Winter beschreibt dieser Topos, dass es keinen eigenständigen Gehalt von männlicher Identität gibt, welche sich deswegen in einem doppelten Negativzirkel konstituiert, da männlich definiert wird, was nicht weiblich ist, weiblich wiederum ist all das, was nicht männlich ist, so dass am Ende die Konstruktion von Männlichkeit eben über die Figur des ‚Nicht-nicht-Männlichen‘ funktionieren soll (vgl. Böhnisch/Winter 1994: 64ff.). Diese These ist ebenso verbreitet wie bislang noch nicht empirisch überprüft und drängt Jungen in eine einseitige und passiv anmutende Position als alleinige Opfer der Ordnung der Geschlechter (vgl. Pech 2002: 44). Sie ist zur Erläuterung des

16 Dabei stellt sich den Autoren jeweils das gleiche Problem. Denn auch wenn sie sehr differenziert und theoretisch anspruchsvoll argumentieren, können sie sich von einer essentialischen Grundannahme nicht lösen.

männlichen Sozialisationsprozesses sicherlich nicht falsch, greift allerdings an zwei Punkten zu kurz.

Zum einen existieren sehr wohl Bilder von Männlichkeit, denn was früher die ‚He-Man-Figur‘, das sind heute ‚Dragon Ball Z‘ oder ‚Bay-Blade‘, nämlich häufige und gerne angenommene Identifikationsangebote. Die meisten Jungen können auf die Frage danach, was Männlichkeit ausmacht, mit zum Teil erschreckender Klarheit antworten (vgl. Budde 2003e: 44).

Zum anderen gerät hier die Dichotomie aus dem Blick. Da sich Männlichkeit in Relation zu Weiblichkeit konstituiert, gilt das Problem der Identifizierung für beide Geschlechter und kann dementsprechend keine exklusiv männliche Angelegenheit sein. Es sei denn, man nimmt die Fähigkeit zu Gebären als positiv definierte ‚weibliche Natur‘ an. Denn auch wenn die Zuschreibung von Natürlichkeit als weiblich einen eigenständigen, ursprünglichen Inhalt vorgaukelt, so ist doch auch dieses eine soziale Konstruktion. Beide Geschlechter gewinnen ihre Konturierung aus einer Art Leerstelle entlang der dichotomen Grenzziehung.

Dieser Blick schlägt sich nieder in den Themen, die innerhalb der Männerverständigungsliteratur bearbeitet werden. Herausragend ist Frage nach der Bedeutung der postulierten zunehmenden Abwesenheit der Väter im Erziehungsprozess, insbesondere für Söhne. Dieses Thema greift die Schwierigkeit männlicher Identitätsbildung aufgrund fehlender Identifikationsmöglichkeiten auf. Sicherlich steckt in dieser Denkfigur einiges an Wahrheit, ein empirisch überprüftes Wissen stellt sie jedoch noch nicht dar.¹⁷ Desweiteren konstruieren sich Jungen auch aus der Abwesenheit ein Männerbild. Demnach ist der Vater derjenige, dessen tägliche Beschäftigung so besonders und wichtig ist, dass er deswegen nicht zu Hause sein kann. Abwesenheit und Außergewöhnliches werden so zum Bestandteil von Männlichkeit. Darüber hinaus ist weniger die Abwesenheit der Väter ein neues Phänomen, sondern vielmehr die sozialwissenschaftliche Beschäftigung damit.

Die Suche nach Archetypen unter dem Label der männlichen Identität wie ‚der Krieger‘, ‚der Schamane‘ oder Ähnliches findet sich ebenfalls häufiger als Thema (vgl. bspw. Haindorff 1997).¹⁸ In diesem Zusammenhang werden meist Initiationsriten als wesentlicher Bestandteil männlicher Sozialisation gefordert, die den Blick darauf versperren, dass die Sozialisation auch von Jungen eine komplexe Angelegenheit ist. So wird verschleiert, dass Männlichkeit eine soziale Konstruktion und keine fest umrissene Identität ist.

17 In der Bezogenheit auf bestimmte Thematiken sagt die Männerforschung mehr über den sozialen – nämlich mittelständischen – Hintergrund der Autoren aus, als über Männlichkeiten.

18 Im Internet lässt sich mittlerweile ein breites Spektrum identitätsorientierter bis maskulinistisch motivierter Websites finden, beispielsweise: <<http://www.gim-goettingen.de>>; <<http://www.maennerrat.de>>; <<http://www.vaeteraufbruch.de>>.

Auch wenn die Thematisierung inhaltlich häufig zu wünschen übrig lässt, verweist die gestiegene Auseinandersetzung darauf, dass „die Basis traditioneller Männlichkeit brüchig zu werden beginnt bzw. daß es keine allgemeingültige Definition von Mannsein mehr gibt“ (Meuser 1998: 131). Allgemein lässt sich Meuser zustimmen, der, unabhängig von dem Inhalt der Publikationen, die Tatsache der massenhaften Diskursivierung des Phänomens als gewichtiges Indiz für Delegitimierung wertet (vgl. Meuser 1998: 129ff.). Männlichkeiten werden zunehmend erklärungs- und legitimierungsbedürftiger (vgl. Kap. 2.3).

2.1 Männlichkeiten bei Connell

Connell – ein australischer Männlichkeitsforscher – systematisierte 2000 den international als gesichert geltenden Stand der Forschung zum Thema Männlichkeiten. Dabei kam er zu dem Ergebnis, dass auf der theoretischen Ebene viele Leerstellen geschlossen werden konnten (vgl. Connell 2000b: 23). Inzwischen hat sich auch im deutschsprachigen Raum ein eher soziologisch ausgerichteter, Forschungszweig etabliert, welcher die Mängel der Männerverständigungsliteratur aus den 1990er Jahren weitestgehend überwindet (vgl. Meuser 1998; Brandes 2002; Pech 2002). Die gewonnenen Ergebnisse können allerdings hierzulande noch nicht als allgemeiner Stand der Wissenschaft angesehen werden. In einem Handbuch wird für diesen Forschungszweig der Begriff der „kritischen Männerforschung“ (BauSteineMänner 1996: 327ff.) vorgeschlagen.¹⁹ Das zentrale Anliegen der kritischen Männerforschung ist es, die Binnenrelationen zwischen unterschiedlichen Männlichkeiten und damit verknüpfte Machtstrukturen zu erfassen. Der theoretische Hauptbezugspunkt stammt wiederum von Connell, auf dessen Arbeit sich die folgenden Kapitel ausführlich beziehen.

2.1.1 Hegemonie als Machtkonzept

Connell unternimmt seit Ende der 1980er den Versuch einer systematischen Analyse der männlichen Seite der Geschlechterordnung mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit, durch welches er theoretisch zu fassen versucht, wie Männlichkeiten organisiert sind. Dabei entwirft er auf der Basis des Machtbegriffs der Hegemonie ein Modell der Binnenrelation. Auch wenn die

¹⁹ Anstatt des besser geeigneten, weil genaueren Begriff ‚Männlichkeitsforschung‘, der sehr viel stärker den strukturellen und prozesshaften Charakter betont wird, im Folgenden auf Grund der Etablierung des Terminus von kritischer Männerforschung gesprochen.

unterschiedlichen Handlungsmuster unterschiedlich ausgeprägt sind, so beziehen sie sich doch auf die gleiche Machtstruktur der Hegemonie.

Connell greift für dieses Vorhaben auf Antonio Gramsci zurück, der den Begriff der Hegemonie in den 1920ern geprägt hat, um Herrschaftsstrategien angemessen zu erklären. Gramsci entwickelte aufgrund der erwarteten, aber ausbleibenden, kommunistischen Revolution eine Kritik an der Lehre von der automatischen Gleichzeitigkeit der Zuspitzung der Machtverhältnisse und der daraus resultierenden Zuspitzung des Widerstandes. Seine Hauptthese ist, dass Herrschaft nicht nur über den objektiven Besitz an Produktionsmitteln funktioniere, sondern über ein gemeinsames gesellschaftlich akzeptiertes Machttableau. „Der Begriff der Hegemonie indiziert [...] eine geistig-ideologische Dominanz und Attraktionswirkung“ (Jablonka 1998: 30). Die Dominanz resultiert also nicht (nur) aus materiellen Strukturen, sondern vor allem aus der ideologischen Vormacht, die eine gesellschaftliche Gruppe ermächtigt, ihre Interpretation und Interessen durchzusetzen. Die jeweils hegemoniale Gruppe besitzt die Macht nicht, sie verfügt lediglich darüber in dem Maße, in dem sie diese einzusetzen und zu behaupten vermag.

Nach Gramsci stellt Hegemonie einen „spontanen Konsens“ (Gramsci, zit. nach Jablonka 1998: 28) her. Die Herrschaft findet deswegen – und hier liegt das Hauptmoment der Hegemonie und auch die Verbindung zum *doing difference* – unter Zustimmung und Mitarbeit derjenigen statt, die beherrscht werden. Der Konsens unterliegt allerdings einigen Brechungen und kann deswegen nicht vollständig durchgesetzt werden, er ist also nie total oder eindeutig. Durch die Frage: „Zu wie vielen Gesellschaften gehört das Individuum?“ (Gramsci, zit. nach Barfuss 1998: 34) unterstreicht Gramsci, dass die Subjekte durch ein komplexes Netz verschiedener Machtverhältnisse innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes situiert sind.

Hegemonie ist nicht als eine Bewegung der Macht in eine bestimmte Richtung oder auf ein Ziel vorstellbar, sie ist zentrumslos und wirkt in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Hier lassen sich Parallelen zum Machtbegriff bei Foucault aufzeigen, denn erst aus dem Zusammenspiel der vielen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen ergibt sich die hegemoniale Konstellation. Macht ist also keine statische Größe, sondern ein Verhältnis, das sich ebenso sehr auf die Beherrschten wie auf die Beherrscher stützt. An diesem Punkt deutet sich an – und lässt sich mit Butlers Begriff der Subjektivierung weiter theoretisieren – dass die Trennung von Beherrscher und Beherrschten nicht schablonenhaft aufrechterhalten werden kann, sondern von einem Geflecht hierarchischer Beziehungen ausgegangen werden muss. Dass es dabei aber zu unterschiedlich privilegierten Situierungen oder gesellschaftlichen Positionen kommt, steht bei aller Relativität der Macht, außer Frage.

Maihofer beschreibt in diesem Zusammenhang die Bedeutung des hegemonialen Diskurses für die Konstruktion von Geschlecht (vgl. Maihofer 1994), den sie ebenfalls an Foucault anlehnt. Dabei versteht sie Diskurs nicht nur als gesprochene Sprache, sondern als „Handlungsweise, Körperpraxis, Naturverhältnisse, Kunst, Architektur etc.“ (Maihofer 1995: 80), beziehungsweise als eine Kombination aus solchen verschiedenen Elementen. Die einzelnen Beiträge zum Diskurs können unterschiedliche Reichweite und Bedeutung haben, wichtig ist, dass sie sich auf eine gemeinsame Ähnlichkeit beziehen. Hegemonial wird ein Diskurs, „wenn er innerhalb einer Gruppe, Klasse, Gesellschaft oder gar gesellschaftsübergreifend dominiert, in dem er z.B. die herrschenden Normen, Werte und Verhaltensstandards einer Gesellschaft konstituiert“ (ebd.: 81). Wichtig ist bei Maihofer die Feststellung, dass Hegemonie ein Prozess der Selbststilisierung und Selbstkonstituierung ist, ein System von produktiven und hervorbringenden Anreizen (vgl. ebd.: 104). Diesen Hegemoniebegriff legt Connell seiner Arbeit schon früh zugrunde: „Hegemony as a situation, a moment in history in which control is effectively exercised, can thus be distinguished from the mechanisms of control that operate in it. Situations can vary in the mechanisms that are active and in the depth of control that is achieved“ (Connell 1977: 207).

Im hegemonialen Machtverhältnis werden verschiedene Praktiken zugleich wirksam. Je nach Situation können sich die Mechanismen der Kontrolle, oder die Gruppen, welche die Kontrolle innehaben, ändern, die Hegemonie allerdings bleibt bestehen. Auch wenn Connell sich in der frühen Arbeit, aus der das Zitat stammt, in erster Linie mit Klassenfragen beschäftigt, so wendet er diesen Begriff an gleicher Stelle auch schon auf Geschlechterverhältnisse an, indem er postuliert: „The sex-role pattern is an important part of the cultural structures of capitalism“ (Connell 1977: 214). So beschreibt er, dass zur Ausprägung einer hegemonialen Konstellation neben „oppressive social structures“ (ebd.) ebenso soziale Praxis, „such as personal socialisation and sexual interaction“ (ebd.), gehört. Dabei sind die Mechanismen sowohl im Bewusstsein als auch im Unterbewussten lokalisiert. Connell betont an dieser Stelle, dass sich die ökonomische Ebene – seiner damaligen Meinung nach die wichtigste Ebene von Hegemonie – mit älteren Formen der geschlechtlichen Differenz gemischt hat.

Innerhalb der hegemonialen Situation existieren immer verschiedene Akteure, die zu unterscheiden zwar schwierig, aber nicht unmöglich sei (vgl. ebd.: 218ff.). Hegemonie ist nicht statisch, sie

„bezieht sich immer auf eine historische Situation, eine Reihe von Umständen, in denen Macht gewonnen und bewahrt wird. Die Aushandlung von Hegemonie ist keine Frage der Aushandlung zwischen bereits festgelegten Gruppierungen, sondern

zum Teil eine Frage der *Bildung* dieser Gruppierungen“ (Carrigan/Connell/Lee 1996: 64, Herv. i. Orig.).

Hegemonie ist als ein prozessuales Austarieren zwischen gesellschaftlichen Gruppen zu verstehen und somit offen für historische und soziale Veränderungen. Seit den 1990ern wendet Connell den Hegemoniebegriff verstärkt auf das Geschlechterverhältnis an.

2.1.2 Die Struktur des Systems hegemonialer Männlichkeiten

Da Männlichkeit nur „ein Aspekt *innerhalb* eines Systems von Geschlechterverhältnissen“ (Connell 1999a: 105, Herv. i. Orig.) ist, erhält sie ihren symbolischen Bedeutungsgehalt immer unter Bezug auf Weiblichkeit (vgl. Meuser 1998: 12). „Männlichkeit und Weiblichkeit sind in sich relationale Konzepte, die sich aufeinander beziehen und erst im Verhältnis zueinander Bedeutung gewinnen, als eine soziale Grenzziehung und als kultureller Gegensatz“ (Connell 1999a: 63).

Gerade weil sich Männlichkeit und Weiblichkeit in Abgrenzung zueinander definieren, verweisen sie in der Dichotomie permanent aufeinander. Die Figur der Beschreibung ist häufig negativ: „Hegemonic masculinity is thus often defined negatively, as the opposite of femininity“ (Connell 2002a: 166). Allerdings unterscheidet sich diese Negativkonstruktion von der von Böhnisch und Winter, denn Connell bezieht Weiblichkeit als konstitutives Element der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit relational mit ein.

Es handelt sich bei Männlichkeiten um „Handlungsmuster“ (Connell 1999a: 102), die Männer im Geschlechterverhältnis positionieren und die weiterreichende Effekte (auf Körper, Persönlichkeit, Kultur, etc.) haben. Connell betont an derselben Stelle, dass Männlichkeiten „keinen starr [...] unveränderlichen Charakter“ besitzen, sondern „Vorbilder sein können“ (ebd.). Behnke und Meuser verwenden den ähnlich gelagerten Begriff „Orientierungsmuster“ (Behnke/Meuser 1998: 15). Durch all diese Terminologien wird betont, dass es nicht in erster Linie um einzelne, konkrete Personen geht, sondern um in Gendering-Prozessen hergestellte Strukturen. Männlichkeiten beziehen sich nicht nur auf Subjekte oder einzelnen Gruppen, sondern erstrecken sich auf die gesamte soziale Welt.

„Männlichkeiten sind [...] eine Struktur, die sowohl weiträumige Institutionen und ökonomische Verhältnisse als auch Beziehungen von Angesicht zu Angesicht und Sexualität einschließt. Männlichkeit ist in dieser Struktur institutionalisiert und ist zugleich ein Aspekt des individuellen Charakters oder der Persönlichkeit, [...] wie etwa in den Staat, in eine Armee, in ein Unternehmen oder eine Schule. [...] Darüber hinaus gibt es Männlichkeit in unpersönlicher Weise in der Kultur, als eine Subjekt-

position im Prozeß der Repräsentation, in den Sprachstrukturen und anderen Symbolsystemen. Die individuelle Praxis kann diese Positionierung wiederholend verstärken, kann sich ihr aber auch entgegensetzen und in Widerspruch dazu treten“ (Connell. 1995c: 68).

Männlichkeiten existierten also gleichzeitig auf unterschiedlichen Ebenen (vgl. auch Connell 1995b: 27). Neben Institutionen wie etwa dem Staat oder der Armee bezeichnet Connell im obigen Zitat die Schule als einen wichtigen Ort für deren Herstellung.

Zwischen den Individuen und der institutionellen Ebene der Schule existiert eine Wechselwirkung, welche eine Vielzahl an geschlechtlichen Identifizierungsprozessen bedingt, erfordert und ermöglicht. Institutionelle Dramatisierungen von Männlichkeit (oder Weiblichkeit) finden sich zuhauf: durch geschlechtliche Konnotierung unterschiedlicher Fächer, durch Begabungszuschreibungen seitens der Lehrkräfte oder durch die Anforderungen im Bezug auf Leistung, Konkurrenz und Disziplin. Mindestens ebenso wichtig sind jedoch sicherlich die alltäglichen Interaktionen als soziale Praxis des *doing gender*, in denen Jungen untereinander oder im Zusammenspiel mit Mädchen Männlichkeit konstruieren.

Doch auch wenn Männlichkeit und Weiblichkeit als soziale Kategorien notwendigerweise relational aufeinander verweisen, existiert in der Schule eine diskrete, aber hochwirksame Separierung. Diese Separierung rekurriert auf die Existenz zweier ‚Geschlechterreviere‘. Dieser Begriff beschreibt unterschiedlichste Aktivitäten, Unterrichtsfächer, Bekleidungsnormen etc., die einer dauerhaften männlichen (oder eben weiblichen) Konnotation unterliegen. Damit eine bestimmte soziale Anordnung als Geschlechterrevier wahrgenommen wird, muss die symbolische Zuschreibung dauerhaft und stabil sein, sie entsteht nicht in einem einmaligen Akt, sondern bedarf einer Art habituellen Institutionalisierung. In einem männlichen Geschlechterrevier, wie beispielsweise dem Physikunterricht, ist der Zugang für Mädchen erschwert, sie erfüllen nicht die notwendigen habituellen Anforderungen (für Physik als männliches Geschlechterrevier: vgl. Kap. 5.3.3; auch: Faulstich-Wieland 1991: 95ff.; Faulstich-Wieland/Willems 2002; Krebs 2002: 28f.). Weniger als explizites Verbot, wirken Geschlechterreviere eher als diskrete Regulierungen.

Da die Trennlinie zwecks Konturierung von Männlichkeit deutlich markiert sein muss, verbleiben Jungen in der Schule gewöhnlicherweise innerhalb ihrer geschlechtshomogenen Jungengruppe. Das heißt, es existiert neben dem Homosexualitätstabu ein – nicht so starres – zwischengeschlechtliches Interaktionstabu. Im Unterschied zum Homosexualitätsverdacht kann der Kontakt zu Mädchen für Jungen jedoch unter bestimmten Umständen gerade als Be-

weis von Männlichkeit gelten (vgl. dazu Kap. 4.2.1). Die zwischengeschlechtliche Interaktion führt nicht mehr zum Verdacht der Nichterfüllung männlicher Standards, wenn sie dafür das Prestige des erwachsenen Umgangs sichert. In beiden Fällen wird Geschlecht dramatisiert, im einen Falle als Kriterium für die Abgrenzung von ‚den Mädchen‘, im anderen Fall als heterosexuelle Konnotation des Kontakts. Die Frage, ob in einer Situation die Ordnung der Geschlechter dramatisiert oder entdramatisiert wird, hängt häufig von den jeweils Interagierenden ab.

Aber auch institutionelle Trennungen, wie bei unterschiedlichen Sportmannschaften oder bei den geschlechtshomogenen Gruppen in der Schule, können Geschlecht dramatisieren. Goffman hat dies mit seinem Grundgedanken der „institutionellen Reflexivität“ (Goffman 1994) verdeutlicht. Gemeint ist, dass als ‚normal‘ akzeptierte institutionalisierte Konventionen immer wieder quasi ‚reflexhaft‘ als vermeintliche Normalität bestätigt werden.²⁰ Die unterschiedlichen Geschlechterreviere stellen eine geschlechtliche Variante der institutionellen Reflexivität dar. Dazu formuliert Hirschauer: „Soziale Arrangements (wie die Geschlechtersegregation) schaffen Gelegenheiten für interaktive Geschlechterdarstellungen, die ein Wissen von der Zweigeschlechtlichkeit bestätigen, das wiederum zur Legitimation der institutionellen Arrangements verwendet werden kann“ (Hirschauer 1994: 680).

An der Verknüpfung von Männlichkeit und Hegemonie üben Cornelia Koppetsch und Maja Maier Kritik. Sie betonen, dass das hohe Maß an Zustimmung nicht auf Geschlechterverhältnisse übertragbar ist, da Frauen zunehmend ihre Mitarbeit an der männlichen Suprematie verweigern. Darüber hinaus sei Connells Analyse blind für Klassengegensätze (vgl. Koppetsch/Maier 2001: 30). Diese Kritik geht allerdings am Kernpunkt vorbei. Denn auch wenn es zu Aufkündigungen der Übereinkunft der Geschlechterverhältnisse gerade im Zuge feministischer Bewegungen²¹ kommt, funktioniert – wie Meuser (1998) zeigt – Hegemonie als geschlechtliches Machtverhältnis bis heute.

Es lassen sich darüber hinaus Hinweise für eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse auch auf Frauenseite ausmachen.²² Desweiteren funktionieren die genannten Herrschaftsverhältnisse aufgrund verschiedenartiger Bedingungen. Am Beispiel der architektonischen Anordnung lässt sich

20 Goffman betont ebenfalls, dass die Dramatisierung nach außen eine Entdramatisierung nach innen beinhalten kann, wie beispielsweise bei öffentlichen Toiletten.

21 Mit Feminismus ist hier im weiten Sinn die Bandbreite der patriarchatskritischen Ansätze der zweiten Frauenbewegung gemeint.

22 Beispielsweise die Veränderungen innerhalb der ostdeutschen Geschlechterordnung nach 1990, die eine Zurückdrängung der Frauen in den Reproduktionsbereich zur Folge hat. Mittlerweile wird diese Entwicklung auch von Frauen in Ostdeutschland zunehmend akzeptiert und vertreten (vgl. Rosenzweig 2000).

aufzeigen, dass unterschiedliche soziale Klassen häufig auch in unterschiedlichen Stadtteilen wohnen, während sich Geschlechterverhältnisse häufig sogar innerhalb derselben Wohnung realisiert (vgl. Meuser 1998: 105). Während die sozialen Klassen gerade durch die Offensichtlichkeit der Separierung konturiert werden, herrscht in der Ordnung der Geschlechter eher eine Art ‚Distanz in Nähe‘ vor.

Connell analysiert die Binnenrelation von Männlichkeiten, indem er vier verschiedene Handlungsmuster unterscheidet, nämlich die hegemoniale, die komplizenhafte, die marginalisierte und die untergeordnete Männlichkeit (Connell 1999a: 97).

Die hegemoniale Männlichkeit stützt sich normativ auf Heterosexualität, die Möglichkeit, Gewalt einzusetzen und den Besitz an Produktionsmitteln, kurz: auf einem privilegierten Zugang zu gesellschaftlicher Macht.

Unter komplizenhafter Männlichkeit versteht Connell nicht nur die ‚Schlachtenbummler‘ der hegemonialen Konstellation. Komplizenhafte Männlichkeit umfasst all die Männer, die zwar von der Geschlechterordnung profitieren, aber nicht mit den gesamten Risiken und Auseinandersetzungen konfrontiert sind. Dies eröffnet ein Spannungsfeld zwischen Familienernährer und Teilung der Reproduktionsarbeit, Kompromissbildung mit Frauen und Antifeminismus. Häufig können dabei widersprüchliche Elemente vereint werden. Allerdings muss Connell um den Hinweis ergänzt werden, dass gerade männersolidarisches Verhalten als entscheidende Strategie der Aufrechterhaltung der Suprematie hier ihren Ursprung findet (vgl. Budde 2003b). Als wesentliche Merkmale von Männerbünden nennt Helmut Blazek neben gesteigerter Aggressivität und räumlicher sowie sozialer Abgrenzung den Erwerb und die Verteidigung männlicher Machtpositionen. Männerbünde zeigen sich also in besonderer Weise als Bastion gegenseitiger Solidarität innerhalb der Geschlechtergruppe (vgl. Blazek 1999: 15). Für die Schule ist dementsprechend der homosoziale Jungenbund eine stabile Basis der gegenseitigen geschlechtlichen Absicherung.

Als die auffälligste Form untergeordneter Männlichkeit führt Connell Homosexuelle an. Dabei geht es nicht nur um die (gewaltförmige) Unterdrückung konkreter Homosexualität, sondern um ein Ausstoßen aus dem „Kreis der Legitimierten“ (Connell 1999a: 100) unter symbolischer Nähe zum Weiblichen. Als schwul etikettiert wird – so Connell – was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt.

Mit dem Begriff der marginalisierten Männlichkeit nimmt Connell Bezug auf weitere Kategorien sozialer Ungleichheit. Er führt beispielhaft schwarze Männlichkeit an, die in Teilbereichen wie Kultur oder Sport durchaus dominierend sein kann, aber in der erlebten ethnischen Marginalisierung eigen-

ständige Formen ausbildet.²³ Connell betont desweiteren die Zugehörigkeit zu unterprivilegierten Klassen oder Arbeitslosigkeit, die ebenfalls zur Entstehung marginalisierter Männlichkeit führen kann. Hier findet sich, im Gegensatz zur Kritik von Kopptesch und Maier, ein expliziter Bezug auf den Zusammenhang von Männlichkeit und Schichtzugehörigkeit.

Ein wesentliches Kennzeichen des Systems hegemonialer Männlichkeiten ist, dass gerade nicht alle Männer dem Ideal entsprechen müssen, sondern dass unterschiedliche Dominanzen und Positionen existieren. So formuliert Connell: „Hegemonie ist eine Frage von Beziehungen der kulturellen Dominanz und keine von Kopf-Zahlen“ (Connell 1995a: 34). In den Kämpfen um die Hegemonie in den Geschlechterverhältnissen geht es auch um die Macht, jene Begriffe zu bestimmen, mit deren Hilfe diese wahrgenommen, beschrieben und verhandelt werden. Dies bedeutet „die Fähigkeit, eine Definition der Situation aufzuerlegen, die Begriffe festzusetzen, mit denen Ereignisse verstanden und Streitfragen diskutiert werden, Ideale zu formulieren und Moral zu definieren, kurz, Hegemonie geltend zu machen“ (Connell 1987: 107; vgl. auch ebd.: 251ff.).

Der Sprache kommt also als Instrument der Konstruktion von Geschlecht und Hegemonie eine zentrale Position zu. Alternativen zum hegemonialen Modell können nach Connell daran gehindert werden, anerkannt zu werden, indem sie in Ghettos, Verstecke oder ins Unbewusste gedrängt werden – dies ist eine zentrale Strategie der Aufrechterhaltung von Hegemonie (ebd.: 186f.), die sich zum Beispiel in der verunglimpfenden Bezeichnung ‚Softies‘ für Männer aus dem Spektrum der Männerbewegung zeigt. Dadurch wird der Glaube an die naturgegebene Suprematie der hegemonialen Männlichkeit bestärkt. Eine weitere Strategie ist es, „anderen Arten von Männlichkeit eine bestimmte Definition aufzuzwingen“ (Carrigan/Connell/Lee 1996: 62), etwa durch die ‚Globalisierung‘ von Männlichkeiten durch den europäischen Kolonialismus (vgl. Connell 2002b). Abweichende Männlichkeiten, wie etwa Homosexualität, können sowohl diskursiv wie auch materiell als Negativfolien stigmatisiert werden. Dadurch wird die Mehrheit der Männer ‚auf Linie‘ gebracht und an dem normativen Modell ausgerichtet, indem sie vereinnahmt oder ausgegrenzt werden.

Daran schließt sich die Frage an, warum dieses System so stabil ist. Wieso arbeiten Männer mittels Praktiken des *doing gender* an der Aufrechterhaltung der Hegemonie mit, auch wenn sie möglicherweise selber untergeordnet werden?

23 Beispielsweise produziert der weibliche Sextourismus ebenfalls Formen marginalisierter Männlichkeit. Durch in der Regel weiße und westliche Frauen wird ein Stereotyp von ‚natürlicher‘ oder ‚ursprünglicher‘ Männlichkeit geprägt.

Connell bietet mit dem Hegemoniebegriff eine Antwort. Denn da das gesamte System, selbst in Ablehnung, hegemonial ausgerichtet ist, markiert hegemoniale Männlichkeit ein „kulturelles Ideal von Männlichkeit [das der, J.B.] Aufrechterhaltung der Praxen, die die Dominanz von Männern über Frauen institutionalisieren, dient“ (Connell 1987: 184f.) und deswegen als erfolgreiche kollektive Strategie zur Unterordnung von Frauen wirkt. Angesichts der Komplexität der Geschlechterverhältnisse existiert allerdings keine einheitliche, sondern eine Kombination verschiedener, teilweise widersprüchlicher Strategien. Der Gewinn, den die einzelnen Männer aus der Aufrechterhaltung ziehen, kann auch als „patriarchale Dividende“ (Männerforschungskolloquium Tübingen 1995: 51; vgl. auch Connell 1999a: 103ff.) bezeichnet werden. Diese gilt nach Connell – wenn auch mit unterschiedlicher Rendite – für alle Männer. Die Dividende besteht aus der Anerkennung der legitimen Zugehörigkeit zu Handlungsmustern hegemonialer Männlichkeiten.

Allerdings ist der Begriff der patriarchalen Dividende sicherlich zu ungenau, suggeriert er doch die permanente Suprematie aller Handlungsmuster des Systems hegemonialer Männlichkeiten gegenüber Weiblichkeit und aktualisiert damit einen schematischen Begriff von Macht. Denn die Rendite ist nicht statisch, sondern variiert kontextbezogen je nach Feld und Feldbedingungen sowie den Kapitalien der an der Aushandlung Beteiligten. In diesem Sinne bedeutet die patriarchale Dividende keinen dauerhaften Gewinn, welcher sich einfach aus der Geschlechtszugehörigkeit ergibt, sondern eine geschlechtlich eingefärbte Kapitalienvermehrung unter aktiver Beteiligung.

Allerdings kann mit Connell weder hinreichend geklärt werden, wie die Vermittlung zwischen dem System hegemonialer Männlichkeiten und den Individuen vonstatten geht, noch wie deren gesellschaftliche Situiertheit zustande kommt. Hierzu kann ein Rückgriff auf Bourdieu weiterhelfen.

2.2 Geschlechtliche Situierung im sozialen Feld

Das zentrale Anliegen der Arbeit von Bourdieu ist die Entwicklung eines soziologischen Instrumentariums zur Beschreibung sozialer Ungleichheiten unter paralleler Berücksichtigung von gesellschaftlichen Strukturen und individueller Situierung. Er verbindet mit seinen Analysekatégorien diesen vermeintlichen sozialwissenschaftlichen Widerspruch durch ein relationales Denken beider Ebenen (vgl. Gebauer/Wulf 1993: 7). Zentral für dieses Anliegen sind ihm die Begriffe sozialer Sinn, Feld, Kapitalien und Habitus, die in besonderer Weise geeignet sind, die Funktionsweisen des Systems hegemonialer Männlichkeiten genauer zu bestimmen.

2.2.1 Feld und Sozialer Sinn

Bourdieu begreift jedes soziale Arrangement als Feld. Felder funktionieren und existieren aber nicht a priori aus sich selbst heraus, sondern nur unter bestimmten Voraussetzungen. Jedes Feld wird durch die in ihm agierenden AkteurInnen erzeugt, wobei die AkteurInnen wiederum durch das Feld beeinflusst werden. Sie „bestimmen die Struktur des Feldes“ (Bourdieu 1998: 174) durch die unterschiedlichen Beziehungen zueinander. Das Feld des Gymnasiums beispielsweise ist zusammengesetzt aus Lehrkräften, Lernenden, Verwaltung- und Reinigungskräften etc. Der bourdieusche Feldbegriff ist zwischen Subjekt und Struktur angesiedelt. Die organisatorischen Prinzipien, die das Feld strukturieren, nennt Bourdieu Feldbedingungen, welche für jedes Feld unterschiedlich sind. Auch strukturelle Merkmale (Architektur, institutioneller Auftrag, etc.) spielen eine wichtige Rolle sowohl bei der Konstitution als auch bei der Regulierung des Feldes. Jedes Feld, entsprechend ebenfalls das gymnasiale, erhält seine Bedeutung erst dadurch, dass die geltenden Feldbedingungen von den AkteurInnen anerkannt werden. Eine zufällige Zusammenkunft verschiedener SchülerInnen schafft also ebenso wenig ein Feld wie beispielsweise die räumliche Vorgabe des Schulgebäudes, sondern erst die kollektive Akzeptanz des Feldes.

Um in einem Feld erfolgreich zu agieren, benötigen die AkteurInnen eine Strategie, die als sozialer Sinn bezeichnet werden kann. Bourdieu definiert den sozialen Sinn als Vermittlungsfunktion zwischen dem Subjektivismus der AkteurInnen und dem Objektivismus der Institution. Er ist nach Hans-Josef Wagner „dialektisch zu fassen als praktischer Sinn“ (Wagner 1993: 328), indem er praktisch ausgerichtet auf die jeweils aktuelle Situation ist, abhängig von der Kompetenz des sozialen Akteurs, sich in dem Feld erfolgreich zu behaupten. Der soziale Sinn wird handelnd in Auseinandersetzung mit den äußeren Strukturen erworben.

Nach Bourdieu ist alles Handeln strategisch motiviert, gemessen am Interesse der Kapitalienvermehrung. Dabei dient das Interesse, im Feld erfolgreich zu agieren, als Anerkennung der jeweils spezifischen Regelungen und Einsätze. Die AkteurInnen sind im Spiel des jeweiligen Feldes gefangen:

„ein Interesse haben heißt, einem bestimmten Spiel zuzugestehen, dass das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat und dass das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist. [...] Jedes Feld setzt eine spezifische Form von Interesse voraus und aktiviert sie, eine spezifische Illusio als stillschweigende Anerkennung des Wertes der Interessensobjekte, die in ihm auf dem Spiel stehen und als praktische Beherrschung der Regeln, die in ihm gelten“ (Bourdieu 1996: 148 f.).

Bourdieu grenzt so seinen Begriff des Interesses ab von utilitaristischen Auffassungen. Der Utilitarismus beschäftigt sich ebenfalls mit der Frage nach menschlichen Interessen, allerdings unter einem rein nutzenorientierten Blickwinkel, wobei Nutzen als statisch, egoistisch und der Profitmaximierung verpflichtet definiert wird. Diesem Prinzip seien – so Peter Singer, ein prominenter Vertreter dieser Denkrichtung – alle Subjekte deterministisch unterworfen (vgl. Singer 1994). Das Interesse ist hier auf der Ebene des Bewusstseins angesiedelt, so dass alle Handlungen, mittels bewussten und rationalen Kalküls, direkt am Ziel der herzustellenden Profitsteigerung gemessen und beurteilt werden. Durch diese Annahme wird die reale Vielschichtigkeit von (geschlechtliche Eindeutigkeit produzierenden) Handlungen auf das ökonomische und logische Primat reduziert und kann so der Komplexität von Gendering-Prozessen nicht gerecht werden. Nicht jede Konstruktion von Männlichkeit gehorcht ausschließlich nutzenmaximierenden Kriterien.

Bourdieu hingegen historisiert den Begriff, da sich Interessen seiner Meinung nach immer auf konkrete Situationen beziehen, die jeweils veränderlich sind. Dadurch wird der Begriff dynamischer und flexibler und ermöglicht den Gebrauch in einem erweiterten Sinne. Deswegen verwendet Bourdieu alternativ den Kunstbegriff der „Illusio“, mit dem er ausdrückt, dass es keine universellen und zeitlosen Interessen gibt, sondern nur je historisch und situativ spezifische. Illusio bedeutet die Anerkennung der geltenden Spielregeln und der Illusion, dass die jeweiligen Interessen und Gesetzmäßigkeiten allgemeingültig sind. Damit ist Illusio zum einen das Gegenteil der Sichtweise, es gäbe gar keine Interessen und somit gegen Willkür und Beliebigkeit gerichtet, zum anderen ebenfalls das Gegenteil von Starrheit und Determinierungen wie bei Singer. Im gymnasialen Feld meint Illusio die von den AkteurInnen geteilte Anerkennung der Bedeutung schulischen Wissens und formaler Bildungsabschlüsse. Die Illusio unterscheidet sich je nach Position im Feld, die wiederum durch das Kapitalienvolumen, die Kapitalkonfiguration und die soziale Konfiguration geregelt wird (vgl. Bourdieu 1992b: 180ff.).

Wichtiges Instrument des sozialen Sinns sind die Distinktionsmechanismen, die beispielsweise sowohl im gymnasialen Feld als auch in der Ordnung der Geschlechter wirksam werden. Unter Distinktion versteht Bourdieu soziale Abgrenzung als Mittel der Unterscheidung und Hierarchisierung. Distinktiv sind in jedem Feld unterschiedliche Praktiken oder Objekte. Während für den Bereich der Männlichkeit die Distinktion von Weiblichkeit besonders wichtig ist, zählt im gymnasialen Feld insbesondere die Distinktion mittels Prestige.

2.2.2 Kapitalien

Der bourdieusche Kapitalienbegriff eignet sich in besonderer Weise, um die soziale Position im jeweiligen Feld analytisch zu erfassen. Dabei unterscheidet er drei, respektive vier verschiedene Kapitalformen:

„Das ökonomische Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zu Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts; das kulturelle Kapital ist unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von schulischen Titeln; das soziale Kapital, das Kapital an sozialen Verpflichtungen oder ‚Beziehungen‘, ist unter bestimmten Voraussetzungen ebenfalls in ökonomisches Kapital konvertierbar“ (Bourdieu 1992a: 52 f.).

Zusätzlich erwähnt Bourdieu symbolisches Kapital, eine Form, in der die anderen Kapitalsorten zur Geltung kommen, da der symbolische Gehalt des jeweiligen Feldes anerkannt wird (Bourdieu 1998: 174). Nach Bourdieu bildet gerade dieses Kapital die Basis für die Ordnung der Geschlechter, denn diese Ordnung muss symbolisch abgesichert werden. Der Besitz symbolischen Kapitals zeigt an, dass man ‚sich etwas leisten‘ kann, es ist eine Art Vertrauensvorschuss als Zugeständnis der Kreditwürdigkeit im Bezug auf die zu erwartenden Kapitalien. Die an das symbolische Kapital geknüpfte symbolische Macht meint die „Macht zur Durchsetzung der Anerkennung“ (Bourdieu 1997: 240), beispielsweise der legitimen Zugehörigkeit zum System hegemonialer Männlichkeiten. Zusätzlich kann das symbolische Kapital verschleiern und vergessen machen, dass die Kapitalienakkumulation willkürlich ist, willkürlich, weil sie einer Logik gehorcht, die durch ihre eigene Gesetzmäßigkeit überhaupt erst installiert wird (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 151).

Deutlich wird, dass Bourdieu das ökonomische Kapital für die entscheidende Dimension hält. „Man muß von der doppelten Annahme ausgehen, daß das ökonomische Kapital allen anderen Kapitalarten zugrunde liegt, daß aber andererseits die transformierten und travestierten Erscheinungsformen niemals ganz auf diese zurückzuführen sind“ (Bourdieu 1992a: 71).

Dabei beharrt er im Gegensatz zu beispielsweise marxistischen Theorien gerade nicht auf der Singularität des ökonomischen Kapitals. Kapital kann eher als ‚Vermögen‘ im Sinne einer Eigenschaft verstanden werden – jemand vermag, eine bestimmte Handlung zu vollziehen. Kapitalien sind, was jemand in einem Feld einsetzen kann, wobei die im jeweiligen Feld ‚gültigen‘ Kapitalien variieren. Bei der Transformation von einem Feld in ein anderes kann es nach Bourdieu zu Tauschverlusten oder Tauschgewinnen kommen. Die Kapitalien regeln die soziale Positioniertheit, aus der sich wiederum der jewei-

lige Habitus entwickelt. Für das gymnasiale Feld erweist sich das kulturelle Kapital als besonderes relevant, da sich der angestrebte Bildungsabschluss Abitur und der schulisch vermittelte Wissenskanon in dieser Kapitalform ausdrücken. Aber auch das soziale Kapital zur sozialen Positionierung innerhalb der Gleichaltrigengruppe, sowie innerhalb des sozialen Gesamtsystems Schule spielt eine herausragende Rolle. Wie aber kommt es zu den stabilen Positionierungen im Feld?

2.2.3 Habitus

Bourdieu's Habituskonzept stellt generell die Bezeichnung für eine Soziallage dar, es ist eine Art „gesellschaftlicher Orientierungssinn“ (Bourdieu 1982: 728) und ermöglicht situationsangemessenes Verhalten, ohne dieses durch permanente Reflexion bewusst zu reproduzieren. Der Habitus – so Bourdieu – stellt eine Vermittlungsinstanz zwischen gesellschaftlichen Strukturen und der sozialen Praxis wie den subjektiven oder kollektiven Inszenierungen dar, Habitusformen wirken als „strukturierte und strukturierende Strukturen“ (Bourdieu 1976: 165).

In vergleichbaren Soziallagen mit relativer Homogenität der sozialen Position bildet sich ein ähnlicher Habitus heraus. So gilt unter Angehörigen der gleichen Berufssparte oder sozialen Klassen ein gleicher Habitus, der das individuelle und kollektive Handeln strukturiert. Aber auch die Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppierungen (Subkulturen, regionale Herkunft, Religion) hat ebenso eigene habitusbildende Funktion haben wie die Geschlechtszugehörigkeit. Bourdieu schreibt zu den Entstehungsbedingungen des Habitus: „Die Konditionierung, die mit einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen verknüpft sind, erzeugen Habitusformen als System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“ (Bourdieu 1987: 98). Der Habitus ist nach Bourdieu ein sozial konstituiertes System, welches als Dispositionssystem in der Praxis erworben und auf sie ausgerichtet ist, er „wird erst im *Verhältnis* zu einer bestimmten Situation manifest“ (ebd.: 168, Herv. i. Orig.). Seine Struktur markiert die Grenze zwischen Beherrschten und Herrschenden, erzeugt Identifizierungsprozesse und bringt so ein hohes Maß der Mitarbeit an der Aufrechterhaltung von Hegemonie hervor. Der Habitus ist dem diskursiven Bewusstsein weitestgehend entzogen und markiert deswegen „einen Bruch mit [...] der Theorie des homo oeconomicus als rational Handelnden“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 153).

Er wirkt nach Bourdieu als eine inkorporierte Praxis, damit meint dieser eine leibliche Einschreibung in Form von Gesten, Geschmack, ästhetischen Präferenzen, Körperformungen, etc.. Dem Körper kommt eine zentrale Stellung bei der Herstellung, Aufrechterhaltung und Repräsentation des männlichen Habitus zu, insbesondere im Zusammenhang mit der Strategie der Natu-

ralisierung, welche ja gerade am Körper als ‚naturegegebenes‘ Kriterium ansetzt (vgl. Brandes 2002: 86). Connell verwendet zur Beschreibung den Begriff der „körperreflexiven Praxis“ (Connell 1999a: 81), der den Körper einerseits als Ergebnis von und andererseits als Beitrag zur Konstruktion von Männlichkeit ansieht, ein wechselseitiger Prozess. Der Körper ist sowohl Objekt als auch Handelnder in der sozialen Welt.

Körperreflexive Praxen sind nicht beschränkt auf rein materiell-körperliche Vorgänge, sondern beziehen sich auch auf Symbole und Institutionen, wie Sport, Ästhetik usw. Sie konstruieren die körperliche Dimension der Welt, ohne sie zu determinieren (vgl. ebd.: 83ff.). Wie auch Connell nimmt Bourdieu an, dass Geschlecht durch die Körper symbolisiert wird. Dabei „behandelt die soziale Welt den Körper wie eine Gedächtnisstütze“ (Bourdieu 1997: 166), in dem durch eine permanente körperliche Bildungsarbeit dieser nicht als neutral, sondern als Speicher gegenderter Interpretationsmuster und als Stütze des männlichen Habitus konstruiert wird. Da der Habitus nicht in erster Linie im Bewusstsein angesiedelt ist, erfolgt der Rückgriff spontan und auf der körperlichen Ebene. Der männliche Habitus beinhaltet funktionale Ausgestaltung und Reklamation außenorientierter und raumintensiver Präsentationsmodi.

Die körperlich eindeutige Inszenierung als Junge stellt für die Schüler der Studie eine große Herausforderung dar. Dieser kommen sie nach, indem der Körper unter funktional-sportlichen Gesichtspunkten betrachtet und behandelt wird. Wesentliches Resultat ist das körperliche Kontakttabu sowohl zu anderen Jungen als auch zu Mädchen.

Habitusabweichungen können durch Veränderung des Feldes zustande kommen, allerdings unterliegen sie immer einem ‚Trägheitsmoment‘. Das bedeutet, dass eine Veränderung des Feldes nicht direkt zur Veränderung des Habitus führt. Im Gegenteil: „die Neigung zum Verharren im Sosein“ (Bourdieu 1987:117) lässt den Habitus als unflexibel erscheinen. Dieses Trägheitsmoment findet sich auch bei den momentan stattfindenden Anfechtungen der Ordnung der Geschlechter wieder. Den Veränderungen der Konzeptionen von Weiblichkeit steht häufig ein tradiert männlicher Habitus gegenüber. Innerhalb der deutschsprachigen Literatur findet das Konzept des männlichen Habitus zur Erläuterung der Konstruktion von Männlichkeit mittlerweile eine inhaltlich fundierte Rezeption (vgl. Meuser 1998, Brandes 2002).

Männlichkeit kann also nicht als naturegegebene Tatsache begriffen werden, sondern als Vermögen, welches angeeignet, anerkannt, eingesetzt und mobilisiert werden kann, sich aber dem Charakter eines reinen Bewusstseinsphänomens entzieht. Männlichkeit lässt sich – einmal erworben – nicht wieder verlernen oder vergessen.

Unklar bleibt bei Bourdieu, wie er Geschlecht als habitusbildende Praxis begreift. Einerseits führt er aus, dass er von einem vergeschlechtlichten Klassenhabitus, nicht aber von einem Geschlechterhabitus ausgeht (vgl. Bourdieu 1994: 221). In dem Aufsatz „Die männliche Herrschaft“ (Bourdieu 1998) insistiert er andererseits auf der Existenz von zwei geschlechtlichen Habitus, einen für Männer und einen für Frauen. Was ist der Gewinn, den Geschlechterhabitus auf einen Klassenhabitus zurückzuführen?

An diesem Punktengt Bourdieu selber seinen eigenen Horizont durch ein Insistieren auf die ökonomische Basis in unnötiger Weise ein. Denn wenn unter Habitus ein gesellschaftlicher Orientierungssinn verstanden werden kann, dann gilt dieser sicherlich insbesondere für die bedeutsame Unterscheidungskategorie Geschlecht. Auch Meuser diskutiert diese Fragestellung. Er führt als Argument für die Annahme von genau einem Habitus je Geschlecht an, dass es zwar verschiedene Ausdruckformen von Männlichkeit geben kann, aber nur einen Geschlechterhabitus, denn alle Formen von Männlichkeit beruhen auf dem gleichen generativen Prinzip, welches sich auf Dichotomie und Hierarchie stützt. Die unterschiedlichen Praxisformen des Habitus hängen wiederum mit Klassen-, Generations- und Milieulagen zusammen (vgl. Meuser 1998: 115).

Aber ist nicht vielleicht auch die Vorstellung von genau einem, für alle Handlungsmuster gültigen Habitus zu kurz gegriffen? Denn wenn der Habitus die Schnittstelle zwischen Individuum und gesellschaftlicher Struktur bildet und sich durch die Inkorporierung dem Bewusstsein zum Teil entzieht, können nicht auch die unterschiedlichen Handlungsmuster, beispielsweise die Erfahrung dauerhafter Unterordnung im System hegemonialer Männlichkeiten, als habitusbildende Praxis verstanden werden? Ist es nicht denkbar, dass für Handlungsmuster hegemonialer Männlichkeit ein anderer männlicher Habitus existiert als für Handlungsmuster untergeordneter Männlichkeit? Für eine detailliertere Beantwortung dieser Frage bedarf es weiterer Forschung, es lassen sich aber auch aus dem vorliegenden empirischen Material Hinweise entnehmen.

2.2.4 Symbolische Herrschaft

Im Rückgriff auf Untersuchungen der Kabylei, einer Bergregion in Algerien, entwirft Bourdieu eine Theorie der männlichen Herrschaft. Denn dort finden sich, so Bourdieu, aufgrund der geringeren gesellschaftlichen Komplexität die Strukturen männlicher Herrschaft in Reinform (vgl. Bourdieu 1997: 154ff.), die Dichotomie der geschlechtlichen Welt ist radikalisiert: der öffentliche Raum ist ein exklusiv männliches Geschlechterrevier, der Bereich des Hauses wird den Frauen zugeschrieben. Sämtliche soziale Symbole verweisen auf diese Dichotomie, von der Arbeitsteilung über Sprichwörter bis zur Einteilung

der Zeit. Dabei folgt aus der dichotomen geschlechtlichen Kodierung von aktiv und passiv die symbolische Bedeutung der gesamten sozialen Welt. Bourdieu beschreibt, dass beispielsweise Aktivität, draußen, Kraft oder gerade mit Männlichkeit und dementsprechend Passivität, drinnen, Weichheit oder rund mit Weiblichkeit assoziiert wird. Die jeweiligen Begriffspaare wirken als homologe Gegensätze, sie sind sich in ihrem Unterschied ähnlich. Dabei sind wie in einem *Circulus Vitiosus* die Dichotomie der Geschlechter und die Symbolisierungen miteinander unauflösbar verwoben, es gibt kein Geschlecht ohne die symbolische Ebene und umgekehrt.

Die Herrschaft des Symbolischen ist zwar in jede Form von Herrschaft eingeschrieben, für die Ordnung der Geschlechter jedoch – und dieses ist ein wichtiger Gedanke von Bourdieu für die vorliegende Arbeit – ist die symbolische Dimension von zentraler Bedeutung. Sie geht als „abgepreßte Anerkennung“ (Bourdieu 1997, S. 164) über das Schema von Zwang und Zustimmung hinaus, denn schon die Beschreibung der Unterdrückung kann – so Bourdieu – nur mit den Begriffen und Symbolen geschehen, die gleichzeitig die Unterdrückung vollziehen.

Die symbolische Gewalt der Geschlechterverhältnisse besteht darin, den angenommenen biologischen Unterschied zwischen Männern und Frauen, beziehungsweise zwischen deren Genitalien, als Teil einer symbolischen Ordnung zu errichten. Bourdieu beschreibt die Naturalisierung von Macht als fundamentale Strategie für alle Herrschaftsformen. Durch die Bedeutungszuschreibungen, welche den Genitalien zugemessen werden, symbolisieren diese in einem Umkehrschluss die scheinbar naturgegebene Wahrheit. Dabei kommen Männer wie Frauen nicht umhin, die symbolische Ordnung anzuerkennen. Als *Illusio* wirkt hier die beiderseitige Anerkennung, dass Männer die „wichtigen Spiele zu spielen“ (Bourdieu 1997: 190) haben und Frauen einen Platz als Stellvertreterin (Schwester, Mutter, Tochter, etc.) einzunehmen haben. Deswegen ist auch die patriarchale Dividende, die stetig als soziales und symbolisches Kapital eingestrichen wird, zu kurz gedacht, sondern sie ist auch eine „Pflicht gegen sich selber [...], männlich zu sein“ (ebd.: 191).

Nach Bourdieu zielt das Handeln der Männer auf die Vermehrung von symbolischem Kapital ab, welches allerdings nur von anderen Männern gewährt werden kann. Denn nur diese verfügen auch über symbolisches Kapital, je höher das symbolische Kapital des (Spiel-)Gegners, desto größer die erfahrene Anerkennung. Grundlage für dieses Verständnis ist die Annahme der männlichen Ehre, die als symbolische Anerkennung funktioniert (vgl. Roper 1992; Frevert 1995; Bohnsack 2001). Frauen treten bei Bourdieu nur dann in die Logik des symbolischen Tausches ein, wenn sie als Braut das symbolische Kapital des Bräutigams vermehren. Auf die Geschlechterordnung in Europa

übertragen stellt er die These auf, dass der kosmetische Erhalt repräsentativer Schönheit von Frauen auf die gleiche Tauschlogik rekurriert.

An dieser Vorstellung ist zu Recht zu kritisieren, dass sie zu statisch und in dieser Weise nicht übertragbar ist. Außerdem ist die Beschreibung der Position von Weiblichkeit in der symbolischen Ordnung zwar partiell richtig, durch Bourdieus Beharren auf einer reinen Objektposition werden sie jedoch theoretisch in Passivität gedrängt. Allerdings ist sicherlich der Annahme zuzustimmen, dass Geschlecht insbesondere als symbolisches Kapital wirkt. Und weiterhin, dass der Gewährung dieses Kapitals durch andere Männer eine zentrale Rolle bei der Regulierung legitimer und illegitimer Formen von Männlichkeit zukommt. Ohne die in die Körper dauerhaft eingeschriebenen symbolischen Bedeutungszuschreibungen kann Geschlecht nicht verstanden werden. Doing gender meint – übersetzt in den bourdieuschen Sprachduktus – nichts anderes als die aktive Aushandlung geschlechtlich kodierten symbolischen Kapitals.

Deswegen muss auch eine Veränderung der geschlechtlichen Ordnung insbesondere auf die symbolische Ebene zielen.

„Die Bedeutung einer symbolischen Revolution, die darauf zielt, die fundamentalen Prinzipien der männlichen Weltansicht in den Köpfen wie in der Wirklichkeit umzustürzen, sollte man nicht unterschätzen; denn die männliche Herrschaft ist das Paradigma (und oft das Modell und der Gegenstand) aller Herrschaft“ (Bourdieu 1997: 216).

Dabei ist im Rahmen der vorliegenden Studie von besonderem Interesse, unter welchen Bedingungen es zu Veränderungen des Systems hegemonialer Männlichkeiten kommen kann. In diesem Kontext gewinnt die Frage an Aktualität, ob Transformation notwendigerweise auf Enthierarchisierung von Männlichkeit abzielt. Besteht nicht die Möglichkeit, dass sich die Transformation als eine weitere – eventuell weniger offensichtliche – Stabilisierung männlicher Hegemonie erweist?

2.3 Aspekte der Transformation von Männlichkeit

Wie erläutert, ist das System hegemonialer Männlichkeiten nicht statisch und eindimensional. Im folgenden Kapitel werden unterschiedliche Dimensionen der Veränderung von Männlichkeit beleuchtet. Für den Bereich der Schule stellen sich dabei einige Fragen. Wie hat sich das Geschlechterverhältnis in der Schule geändert? Welche Umbrüche hängen mit der Adoleszenz zusammen? Seit einiger Zeit nehmen auch die Hinweise auf eine breitere Auseinan-

dersetzung um die Transformationen von Männlichkeiten zu. Auf welchen Ebenen findet dies statt? Welche Entwicklungslinien lassen sich aufzeigen?

2.3.1 Männlichkeiten in der Jugendphase

Alle Kinder und Jugendlichen halten sich im Laufe ihrer Sozialisation lange Jahre in der Institution Schule auf. Dabei existieren vielfältige Interaktionsmöglichkeiten: getrenntgeschlechtliche, gemischtgeschlechtliche, generationenübergreifende mit den Lehrkräften, mit jüngeren und älteren Mitschülerinnen und Mitschülern, in der Pause oder im Unterricht. Während der Studie besuchten die Schülerinnen und Schüler die Klassen 7 bis 10, waren dementsprechend zwischen 12 und 17 Jahren alt und befanden sich folglich mitten in der Adoleszenz, welche eine Phase der erhöhten Auseinandersetzung mit Geschlecht darstellt. Das Thema ist sozusagen virulent. Böhnisch und Winter betrachten diese Zeit als eine Phase tief greifenden Wandels der Konzepte von Männlichkeit, weil die Jungen nun, im Gegensatz zur Kinderzeit, durch das Hinaustreten in die soziale Welt mit unterschiedlichen kulturellen Konnotationen von Männlichkeit konfrontiert werden (vgl. Böhnisch/Winter 1994: 77ff.).

Ein wesentliches Moment ist dabei die Orientierung an der gleichaltrigen Peer-Group, denn „über die Gleichaltrigengruppe entwickeln sich auch spezifische Orientierungsmuster an der ‚Männerwelt‘“ (Böhnisch/Winter 1994: 83). Der geschlechtshomogenen Jungengruppe kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da hier ein Ort geschlechtlichen Experimentierens entsteht, in dem Jungen einen je eigenen sozialen Status aushandeln, der damit der sozialen Neuorientierung dient (vgl. Bilden 1998; Connell 2000a; King 2002: 228ff.). Sie dient nach Meuser dabei als Ort der Solidarität und „der wechselseitigen Vergewisserung der eigenen Normalität“ (Meuser 2002: 10). In diese geschlechtshomogene Jungengruppe werden alle legitimen Formen von Männlichkeit eingeschlossen. Dabei bestärken sich herkömmliche Elemente der Gleichaltrigenkultur wie zunehmende Mobilität oder öffentliche Wahrnehmbarkeit und hegemoniale und komplizenhafte Männlichkeit gegenseitig. Hier werden die Verhaltensweisen männlicher Inszenierungen eingeübt, späteres männersolidarisches Verhalten erworben und somit wesentliche Elemente für die weitere Ausgestaltung von Männlichkeiten geprägt. Die Adoleszenz ist in diesem Sinne eine Phase privilegierter Verhandlungen über Geschlecht und Männlichkeit. Böhnisch und Winter sprechen in diesem Zusammenhang von der „Jugend als zweite Chance“ (Böhnisch/Winter 1994: 78ff.).

Zusätzlich entstehen der Wunsch und die Notwendigkeit, als erwachsen zu gelten. Für die Schüler wird es zunehmend wichtiger, sich von kindlichen Inszenierungsformen zu lösen und sich als kompetent zu stilisieren. Die Adoleszenz ist also eine Phase des Umbruchs der Inszenierungen von Männ-

lichkeiten, von der kindlichen zur erwachsenen Darstellung. Dieser Umbruch findet beispielsweise in Auseinandersetzungen um den Status in der Klasse statt. Auch die beginnende, in der Regel heterosexuelle, Beziehungsgestaltung spielt nach Böhnisch und Winter eine wichtige Rolle bei der Neudefinition von Männlichkeit. Bedeutende Faktoren sind Unsicherheit, Erwartungszuschreibungen seitens der Mädchen und eigene unerprobte Konzepte von Männlichkeit und Sexualität.

Die Institution Schule stellt durch ihren verpflichtenden Charakter und durch die koedukative Praxis einen Ort gemischtgeschlechtlicher Aushandlung dar, der gemeinsame Interaktionen erfordert und ermöglicht. Breidenstein und Kelle betrachten den Unterricht „immer auch Ressource für Inszenierungen im Rahmen von peer culture“ (Breitenstein/Kelle 2002: 327). Dabei kommt die frühe Studie von Marianne Horstkemper (1987) zu dem Ergebnis einer eindeutigen Machtverteilung in der Schule zugunsten der Jungen. So sei das vermittelte Wissen männlich geprägt und die Jungen könnten ihre Interessen besser durchsetzen, während den Mädchen weniger Selbstvertrauen zugeschrieben würde (vgl. ebd.: 219; auch: Münt 2002: 13ff.). Auch die Interaktionsstudie von Uta Enders-Dräger und Claudia Fuchs (1989) kommt zu ähnlich Ergebnissen über stereotype Zuschreibungen. Sie stellen fest, dass Mädchen stärker auf Kooperation, Jungen stärker auf Konkurrenz hin orientiert seien. Desweiteren zeigen die Jungen eher rebellisches Verhalten, während die Mädchen zur Kooperation angeregt werden. Die Studie von Wiltrud Thies und Charlotte Röhrner (2000) dokumentiert, dass seitens der Lehrkräfte geschlechterstereotypes Verhalten noch immer unterstützt wird. Andrea Hilgers (1994) führt hingegen an, dass sich die Gendering-Prozesse an der Schule verändern, dies zeige sich beispielsweise in dem besseren schulischen Abschneiden der Mädchen. Allerdings hänge die spätere, stereotype Berufswahl der Schülerinnen und Schüler damit zusammen, dass die Jungen die Schule mit mehr Selbstvertrauen verlassen. Die Studie von Georg Breidenstein und Helga Kelle kommt 1998 zu differenzierten Ergebnissen, da sie darauf hinweisen, dass in der Schule – neben den Dramatisierungen der Geschlechterdifferenz – ebenfalls Interaktionen stattfinden, welche Geschlecht in den Hintergrund treten lassen.

Spätestens seit der PISA-Studie zeichnet sich ab, dass die Losung von der mädchenbenachteiligenden Schule verkürzt ist und sowohl hinsichtlich der Fächer als auch hinsichtlich der Schicht- und Ethnienzugehörigkeit differenziert werden muss. Das stereotype Bild vom ‚katholischen Mädchen vom Land‘ als Hauptverliererin des Bildungssystem ist ersetzt worden durch den ‚türkischen Jungen aus der Großstadt‘.

2.3.2 Das ‚Gerede‘ von der Krise

Männlichkeiten befinden sich in einer Krise, so wird häufig postuliert. Im englischsprachigen Raum findet schon seit einigen Jahren eine Beschäftigung mit diesem Topos statt. Die schlechteren Schulerfolge von Jungen dienen dabei ebenso als Indiz für die Krisenhaftigkeit wie Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt. Im deutschsprachigen Raum wird insbesondere in der Männerverständigungsliteratur (vgl. Schnack/Neutzling 1991; Hollenstein; 1992, Rohrmann 1994) und in Feuilletons unterschiedlicher Zeitschriften (vgl. Der Spiegel Nr. 20/2002; Focus Nr. 32/2002; GEO Nr. 03/2003) populär verbreitet, dass Männer – oder Männlichkeiten, je nach Standpunkt – verunsichert sind und nach Antworten auf die Frage nach der Bedeutung von Mann-Sein – oder eben Männlichkeit – suchen. Dabei kommt das ‚Gerede‘ von der Krise häufig sehr undifferenziert daher. Unterschiedliche Phänomene wie beispielsweise Gewaltdelikte, Schulversagen, risikoreiche Lebensführung oder Auflösung tradierter Familien- und Erwerbsarbeitsstrukturen werden zu einem einzelnen Phänomen zusammengefasst, welches dann als Krise von Männlichkeit präsentiert wird.

Hinter dem Krisendiskurs findet sich Sensation und Unruhe. Die Unruhe gründet in der Aufregung aufgrund der hypostatisierten Benachteiligung von Männern und scheint auf den ersten Blick erstaunlich. Auch wenn Mädchen inzwischen in vielen westlichen Ländern bessere Schulerfolge erzielen, kann von einer breiten gesellschaftlichen Benachteiligung von Jungen oder Männern keine Rede sein: sowohl der private Bereich wie Erziehung von Kindern und Übernahme der Reproduktionsarbeit als auch der Bereich der materiellen Verteilung von Arbeitsplätzen und Besitz ist nach wie vor gegendert und hierarchisch zugunsten von Männern geregelt. Woher also diese Unruhe, diese Empörung?

Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass tatsächlich etwas in Unordnung geraten ist. Die Hierarchie verschiebt sich, die männliche Hegemonie funktioniert nicht mehr unangefochten, sondern es müssen Erklärungsmuster und Legitimierungen gesucht werden. Was hier nämlich in Bewegung gerät, ist einerseits der eindeutige männliche Zugriff auf die Hegemonie inklusive der herkömmlichen Rechtfertigungen, andererseits aber auch die Gewissheit der Geschlechterordnung. Denn wenn das System hegemonialer Männlichkeiten deswegen so reibungslos funktioniert, weil es hegemonial ausgerichtet ist, seine Herrschaft also hinter einer breiten Zustimmung verschleiern kann, dann untergräbt die Forderung nach Legitimation nun genau diese stillschweigende Zustimmung. Wenn sich weiterhin herausstellt, dass Geschlechterinszenierungen veränderbar sind – was durch die Transformationen von Weiblichkeit in den letzten Jahrzehnten eindrucksvoll demonstriert worden ist und sich

auch in der vorliegenden Studie abbildet – dann bedeutet dieses weitergehend, dass die essentialisierenden Erklärungen für Geschlecht und damit auch für Männlichkeit keine allumfassende Gültigkeit mehr haben können. Wenn aber sowohl der selbstverständliche Zugriff zur Macht erschwert und verstellt wird als auch zusätzlich althergebrachte Gewissheiten ins Wanken geraten, haben wir es in der Tat mit einem gravierenden Einschnitt im System hegemonialer Männlichkeiten zu tun. Dieser Einschnitt hängt nicht nur mit der zunehmenden Delegitimierung zusammen, sondern ist ursächlich mit den Konstitutionsbedingungen von Männlichkeit selber verbunden: das Problem ist sozusagen hausgemacht. Die Unruhe zeigt an, dass das Legitimierungsproblem durchaus relevant ist, es wird zwar selten in diesen Begriffen beschrieben, ist aber trotzdem wahrnehmbar.

Holger Brandes weist zu Recht darauf hin, dass von einer Krise erst die Rede sein kann, wenn es für alle Männlichkeiten zu einem dauerhaften Wegbrechen tradierter Inszenierungs- und Identifikationsmöglichkeiten kommt (vgl. Brandes 2002). Da allerdings viele Männer die Frage nach Veränderung individuell nicht auf sich beziehen (müssen), kann auch nicht von einer kollektiven Krise ausgegangen werden (vgl. Meuser 2002: 4ff.). Denn nicht die Handlungsfähigkeit, sondern die Selbstverständlichkeit männlicher Hegemonie ist in Frage gestellt.

Die Entdeckung der Krise erscheint häufig als eine Neuerung, eine Sensation, eine Bewegung, die nach jahrhundertelanger Zementierung der Männlichkeit scheinbar plötzlich einsetzt. Dieses erstaunt nicht, ist doch einer der Gründungsbedingungen der modernen Geschlechterordnung gerade, dass sie als ‚Wahrheit‘ erscheint, als wahres Wissen, als unveränderlich und naturgegeben (vgl. Foucault 1992: 67ff.). Das ‚Gerede‘ um die momentane Krise verschleiert aber, dass die Geschlechterordnung schon immer permanenter Veränderung unterworfen ist (vgl. Barrett/Whitehead 2001: 7). Das System hegemonialer Männlichkeiten war zu Zeiten der Kolonialisierung oder der Industrialisierung anders konstituiert als nach der Niederlage des deutschen Faschismus in den Wiederaufbaujahren, und dieses System wiederum unterscheidet sich von dem, was die heutige Ordnung der Geschlechter als Männlichkeiten bereithält. Unter diesem Fokus betrachtet, lassen sich viele Beispiele für krisenhafte Tendenzen des Systems hegemonialer Männlichkeiten finden.²⁴ Der Wandel ist also so neu nicht. Neu ist, dass Männlichkeiten expliziter Gegenstand sozialwissenschaftlichen Erkenntnisstrebens geworden sind.

Aufgrund der allgemeinen rasanten Entwicklung der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten in den unterschiedlichsten Bereichen ist der gesamte Ge-

24 So führte beispielsweise die Erfahrung des Stellungskriegs im ersten Weltkrieg zu einer umfassenden Krise von Männlichkeit, die einerseits in der Ablehnung tradierter, soldatischer Tugenden, andererseits in der Verstärkung von Maskulinität mündete.

sellschaftsaufbau zurzeit umfassend infrage gestellt. Die ‚man-made-world‘ ist längst nicht so monolithisch festgefügt wie es den Anschein hat. Die Veränderungen sind nicht als Krisen im Sinn von Zusammenbrüchen zu verstehen, sondern erzeugen als Passagen erhöhter Legitimierungsanforderung eine Art Transformationseffekt.

„Diese ‚Veränderung‘ [...] besteht also nicht darin, dass die Strukturen und Institutionen des Patriarchats in sich zusammenbrechen. Was in den Industrienationen zusammenbricht, ist die *Legitimation* des Patriarchats“ (Connell 1999a: 248, Herv. i. Orig.). Die tradierten Strukturen erfüllen weiterhin ihre Funktion, ihre Legitimation hingegen wird zunehmend hinterfragt beziehungsweise abgesprochen. Connell weist darauf hin, dass „the key is to recognize that structures develop crisis tendencies, that is, internal contradiction [...] and force change in the structure itself“ (Connell 2002b: 71). Krise und Struktur stehen also in einem spannungsreichen und aufeinander verweisenden Verhältnis zueinander.

An die momentane Passage erhöhter Legitimierungsanforderung wird dabei häufig die Hoffnung einer Enthierarchisierung von Geschlecht aufgrund der stattfindenden Veränderungen gekoppelt. Weniger eindeutige Männlichkeiten sollen auch hierarchiefreier sein, da sie sich nicht auf tradierte Formen hegemonialer Männlichkeit stützen. Inwieweit diese Hoffnung berechtigt ist, oder ob nicht die Transformation einer Neuformulierung der männlichen Hegemonie dient, wird im Mittelpunkt der empirischen Analyse stehen. Auch in der pädagogischen Diskussion bildet sich die Hoffnung ab, dass die Veränderungen zu einer konfliktfreieren Schule führen könnten. An zunehmend mehr Schulen werden unterschiedliche soziale Trainingskurse mit dem Ziel der pädagogisch intendierten Veränderung explizit für Jungen angeboten.²⁵

2.3.3 Aktuelle Transformationen

Vor dem Hintergrund der Bewegung, in welche die Geschlechterordnung geraten ist, fordert Connell als eine wichtige Aufgabe zukünftiger kritischer Männerforschung: „Ein klareres Verständnis des Veränderungsprozesses in den Männlichkeiten zu entwickeln, ist eine Aufgabe von großer theoretischer wie auch praktischer Relevanz“ (Connell 2001: 27). Die Passage erhöhter Legitimierungsanforderung bringt eine Reihe von unterschiedlichen Reaktionen mit sich. Connell unterscheidet vier verschiedene Reaktionsstränge:

25 Wobei nicht alles, was momentan als Jungenarbeit bezeichnet wird, auch auf eine Enthierarchisierung von Männlichkeiten abzielt (vgl. Glücks/Ottemeier–Glücks 1994; Budde 2003d; 2003e).

Zum einen führt er die Remaskulinisierung von Männlichkeit an. Diese geht häufig einher mit einer religiösen Fundamentalisierung. Für den angloamerikanischen Raum betont er insbesondere die christlich-fundamentalistische Anti-Abtreibungsbewegung. Aber auch die neue Männerrechts- und Väterbewegung, die ebenfalls im deutschsprachigen Raum zu finden ist, dient in weiten Teilen der Re-Reklamation männlicher Suprematie. Dies geschieht häufig als Angriff auf die vermeintliche Benachteiligung von Männern durch die Einforderung von Männerrechten. Es wird zwar eine Verknüpfung der Aspekte Macht und Geschlecht anerkannt, allerdings unter antifeministischen Vorzeichen; so wird hegemoniale Männlichkeit rekonstruiert. Auch die zunehmende globale Militarisierung der Politik unter Gender-Perspektive kann ebenso als Remaskulinisierung verstanden werden wie die steigende Attraktivität rechtsradikaler Einstellungen in Deutschland.

Der zweite Reaktionsstrang drückt sich nach Connell als schlichtes Ignorieren aus, die Delegitimierung wird als Problem von anderen erklärt oder als irrelevant bagatellisiert. Dies lässt sich zum Beispiel in der Studie von Meuser u.a. wieder finden, die in einer Kleinstadt diverse Männergruppen interviewt haben. Hierbei wurde in der Gruppe der ‚Honoratioren‘ deutlich, dass diese meistens Männlichkeit als nicht problematisierungswert betrachten. Mann und Frau erscheinen in der Gruppe noch als festumrissenes Gegensatzpaar. Eine Verunsicherung oder gar eine Krise kommt in der selbstbewussten Inszenierung von Männlichkeit schlicht nicht vor (vgl. Meuser 1998; Behnke/Loos/Meuser 1998). In der quantitativen Studie von Paul Zulehner und Rainer Volz machen diese „traditionellen Männer“ (Zulehner/Volz 1998: 53) 19% aus.²⁶ Auch die Darstellung in den Medien lässt einen ähnlichen Befund zu. Neben einigen alternativen Inszenierungen verharren die meisten innerhalb der herkömmlichen Männlichkeit und bestätigen so die These, dass nicht alle Männlichkeiten von Legitimierungsanforderungen betroffen sind (vgl. Budde 2003a). Das Ignorieren speist sich aus einem unerschütterten männlichen Habitus, inklusive dem Glauben in die Richtigkeit und Unveränderlichkeit der Geschlechterordnung. Das Trägheitsmoment des Habitus schützt vor möglichen Veränderungen.

Zum dritten lassen sich Enthierarchisierungstendenzen feststellen. Connells Studien zeigen, dass es ebenfalls zum Abbau tradierter Männlichkeit kommen kann, insbesondere bei homosexuellen Männern und Männern aus der Umweltschutzbewegung. Dieser Punkt ist für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung, da die Möglichkeiten eines Abbaus von Geschlechterhierar-

26 Zulehner und Volz untersuchen in ihrer Studie das Selbstbild von Männern in Deutschland, sowie das Bild, das Frauen von Männern haben.

chien untersucht werden sollen. Dafür wird hier der Begriff der ‚Enthierarchisierung von Männlichkeit‘ verwendet, da dieser Terminus im Gegensatz zum allgemein gehaltenen Krisenbegriff die Zielrichtung der Veränderung mit einschließt. Allerdings warnen Behnke und Meuser in ihrer oben genannten Studie vor zu großer Hoffnung auf Veränderung von einem bewussten profeministischen Standpunkt heraus. Ihr ernüchterndes Fazit ist, dass dort Veränderungen „nicht über das Reden hinaus“ (Behnke/Loos/Meuser 1998: 241) kommen. Auch Detlef Pech kommt zu dem Ergebnis, dass die profeministischen Männergruppen in Deutschland nicht unbedingt ein Ort der nachhaltigen Veränderung von Männlichkeiten sind (vgl. Pech 2002: 144ff.). Am ehesten finden Veränderungen in der Facharbeiterschicht aufgrund der Notwendigkeit zu pragmatischen Arrangements statt (vgl. Behnke/Loos/Meuser 1998). An diesem Punkt überlagern sich unterschiedliche Anforderungen, nämlich die der geschlechtlich eindeutigen Inszenierung mit der Notwendigkeit der ökonomischen Absicherung.

Viertens findet nach Connell eine Transformation in andere Muster hegemonialer Männlichkeit statt. Diese Transformation ist wesentlich mit der Globalisierung verknüpft (vgl. Connell 1998: 96ff.; 1999b), denn im Zuge des Neoliberalismus breitet sich die westliche, hegemoniale Männlichkeit weltweit aus, allerdings nicht ohne erhebliche Widerstände. Dadurch kommt es zu regional unterschiedlichen Ausprägungen und kulturellen Vielfältigkeiten. Die neu entstehenden „transnational business masculinities“ (Connell 2000b: 52)²⁷ beziehen sich hingegen alle gleichermaßen auf strukturell ähnliche Konstruktionsbedingungen. Sie stehen im Gegensatz zur Männlichkeit der Moderne, die sich noch um Erwerbsarbeit als Arbeitnehmer respektive Arbeitgeber gruppiert hat.

Ihre historischen Ursprünge hat diese Figur im Kolonialismus. Heute haben die transnational business masculinities ihren Sitz in den weltweiten Kapitalmärkten, sind nicht mehr an nationalstaatliche Grenzen und Kulturen gebunden und besitzen Verfügungsgewalt über große Kapitalmengen. Connell attestiert, dass die transnational business masculinities, ähnlich dem Wirtschaftssystem, in dem sie agieren, der Verbundenheit mit tradierten Lebens- und Deutungszusammenhängen (bspw. Familie, Arbeit, Quartier, Vereine) tendenziell enthoben sind: „es gibt einen Verlust von einer Art sozialer Kontrolle“ (Connell 1999b: 36). Vor allem durch die hohe Form von Autonomie unterscheidet sich der Typ von seinem bürgerlichen Vorläufermodell.

27 Die deutsche Übersetzung schlägt den Begriff des Managers vor, der aber nicht in gleicher Weise geeignet ist, die strukturelle Verwobenheit von individueller sozialer Position und gesellschaftlicher Situiertheit zu betonen.

„Dies bedeutet, wir bekommen eine Männlichkeit, die mir als hochgradig egozentrisch ins Auge springt und die Wege gefunden hat, losgelöst von den Kompromissen, die bürgerliche Männer mit Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft ihrer Heimatländer in den letzten 50 oder 100 Jahren schließen mußten. Das bedeutet, dass diese Männer keine Rücksicht auf den Feminismus nehmen müssen“ (ebd.).

Dabei stellen neue Technologien und deren globale Einsatzmöglichkeiten eine Ausweitung der Macht auf bisher ungeahnten Feldern sicher.²⁸ Die individuelle Männlichkeit in den westlichen Industrienationen gestaltet sich nach Connell abnehmend gewaltförmig und weniger homophob. Die Männlichkeit, die sie verkörpern, ist hingegen machtvoll und hierarchisch. Während im tradierten System systematisch und penibel zwischen Arbeit und Sozialem unterschieden wurde, so verschwimmt diese Grenze – so die hier angerissene These – unter dem Stichwort der „Ökonomisierung des Sozialen“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 5; vgl. auch: Lemke 2000: 259ff.) auch im Gender-Bereich. Dieser Prozess betrifft nun nicht mehr exklusiv hegemoniale Männlichkeit, sondern in unterschiedlicher Intensität sämtliche Handlungsmuster. Die Familie gilt nicht mehr als ein ruhiger und beständiger Pol in den Stürmen des Lebens, sondern wird zu einer Versammlung mehrerer ‚Ich-AGs‘ unter einem Dach. Eine ähnliche Denkart hat sich auch im Bereich der Körper durchgesetzt. Während beispielsweise Sport früher als Freizeitbeschäftigung der Reproduktion galt, werden heute unter der Regierung der Ästhetisierung Frauen- wie Männerkörper als zu optimierende Ressource betrachtet. Bodywork und Bodystyling verweisen schon begrifflich auf den Wandel, der mit der Ökonomisierung des Sozialen im Bereich der Körper einhergeht (vgl. Budde 2003a: 81ff.; Reemtsema 2003). Folge ist – in einer eigenen Übersetzung in den bourdieuschen Sprachduktus – die Rückgriffsmöglichkeit auf vielfältige und unterschiedliche Kapitalien. Zusammenfassend ist Peter Loos zuzustimmen, der für die Veränderungen in der Bundesrepublik formuliert: „Die Inhalte der Stereotype verändern sich zwar, es bleiben aber Stereotype“ (Loos 1999: 291).

Die hegemoniale Männlichkeit entwickelt sich also weg vom patriarchalischen Familienvorstand hin zu flexiblierter Männlichkeit, die in verschiedensten sozialen Systemen als ‚just-in-time‘-Männlichkeit agiert und eine hohe Affinität zur ‚just-in-time‘-Produktion aufweist (vgl. Budde/Schulz 2003). Dabei wird bedarfsgerecht und absatzorientiert produziert: Waren, Dienstleistungen, Aktien oder eben Inszenierungsformen. Nun wird auch klar, warum dieser Transformationsprozess nicht notwendigerweise mit einer Enthierarchisierung einhergeht: denn neben dem Verlust habitueller Sicherheiten

28 Claudia Bernhard stellt die These auf, dass es durch diese Transformation der hegemonialen Männlichkeit wieder zu einer Remaskulinisierung kommt (Bernhard 1999: 6).

garantiert die ‚just-in-time‘-Männlichkeit einen Zuwachs an Verhaltensoptionen.

Auf die Brüche in der Biographie muss und kann flexibel reagiert werden. Zusatzqualifikationen als private Entwicklungsaufgabe, äußerste zeitliche und räumliche Flexibilität und vielfältige Einsatzgebiete kennzeichnen das Verhältnis zur Erwerbsarbeit. Was nicht mehr effektiv erscheint, wird abgespeckt, outgesourced oder abgewickelt, während neue Qualifikationen erworben, Schlüsselstellungen besetzt und Kapitalien jeglicher Art (finanziell, sozial, emotional, zeitlich) kontrolliert werden. Entsolidarisierung und Egoismus sind dabei weniger ein erstrebenswertes Ziel als sozusagen notwendiges Nebenprodukt modernisierter Männlichkeit: Egoismus gegenüber sozialen Bindungen, gegenüber jenen, die nicht so flexibel sein können und/oder wollen und auch gegenüber sich selber. Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Parallele zwischen der Transformation der Geschlechterordnung und des Arbeitsmarktes, wobei sich auch hier von der Vorstellung gelöst werden muss, dass die eine Kategorie die andere dominiert oder ihr zugrunde liegt. Stattdessen existiert ein relationales Geflecht von Aushandlungen.

2.4 Neuformulierung des Männlichkeitskonzeptes

So gewinnbringend die Theorien von Connell und Bourdieu auch sind, an einigen Punkten ist eine Modifizierung notwendig, um im Methodenkapitel ein im Bezug auf die Untersuchung des schulischen Alltags, operationalisierbares Analyseinstrumentarium zu erhalten.

Zum einen betonen sowohl Connell als auch Bourdieu die Wichtigkeit der ökonomischen Basis für ihre Modelle. So rekurriert Bourdieu – beim geschlechtlichen Habitus und den Kapitalien – auf die fundamentale Bedeutung der Ökonomie als Machtbasis. Und auch an jenen Stellen, wo er sich von dieser Vorstellung löst, verbleibt er durch Begriffe wie Tausch oder Kapitalien im ökonomischen Sprachgebrauch. Dieses Problem zeigt sich ebenfalls in der Verwendung des Begriffes des Interesses. Denn auch wenn Bourdieu versucht, diesen von einem utilitaristischen Verständnis zu trennen, verharret er in der Kalkulation einer Kostenrechnung, die Illusio rekurriert bei ihm auf eine bewusste und strategische Ebene. So scheint hier immer wieder ein Machtmodell des ökonomischen Primats durch, welches jene geschlechtlichen Handlungsmuster, die nicht offensichtlich der Logik der ökonomischen Begrifflichkeit folgen, nur lückenhaft erfasst.

Deswegen ist es gewinnbringend, den Begriff der Absicht als Untersuchungsraster zu verwenden, alternativ zur von Bourdieu vorgeschlagenen, Illusio, wobei unter Absicht nicht nur Phänomene auf der Bewusstseinsbene,

sondern auch inkorporierte Praxen gefasst werden.²⁹ Geschlecht als soziale Kategorie ist also angesiedelt auf einer komplexen und mehrschichtigen Folie, welche die häufig als Gegensätze angenommenen Kategorien Bewusstsein und Körper in ein spannungsreiches und aufeinander verweisendes Verhältnis zueinander setzt. Damit wird sprachlich und inhaltlich die oben bereits ausgeführte Abgrenzung vom Begriff des Interesses vollzogen. Zwar existiert ein enger Zusammenhang zwischen der Ordnung der Ökonomie und jener der Geschlechter, aber dieser ist nicht statisch oder monokausal.

Darüber hinaus geht die ökonomische Rückbindung bei Connell und Bourdieu mit dem Klassenmodell an der momentan stattfindenden Umorganisation der Arbeitswelt und damit auch in der Geschlechterordnung vorbei. Die zunehmende Flexibilisierung der Arbeit führt zu einer immer stärkeren ‚Ökonomisierung des Sozialen‘. Gleichzeitig verändern sich der Klassenbegriff und die soziale Schichtung in einem immensen Umfang. Connell beschreibt dies zwar mit der *transnational business masculinity* für die hegemoniale Männlichkeit, die Auswirkungen auf untergeordnete und insbesondere kompliziertere Männlichkeit bleiben allerdings unbeleuchtet.

Die ökonomische Sichtweise greift aber auch zu kurz, um die alltägliche Konstruktion des Systems hegemonialer Männlichkeit am Gymnasium zu untersuchen. Auch wenn die Schichtenstruktur an einem Gymnasium nicht homogen ist, so gibt es doch eine klare schichtspezifische Zuordnung im bundesdeutschen dreigliedrigen Schulsystem. Die Bildungsreformen der letzten Jahrzehnte hat an dieser Chancenungleichheit wenig verändert. An Hauptschulen finden sich nach wie vor überproportional viele Schülerinnen und Schüler aus den unteren Schichten, am Gymnasium lassen sich hingegen meist Schülerinnen und Schüler aus der Mittel- und Oberschicht finden (vgl. Baumert 2000: 355).³⁰ Ähnliche Ergebnisse haben auch Bourdieu und Jean-Claude Passeron in ihrer Studie über die „Illusion der Chancengleichheit“ (vgl. Bourdieu/Passeron 1971) herausgearbeitet, in der sie aufzeigen, dass das differenzierte Schulsystem die sozialen Ungleichheiten eher festschreibt als aufhebt. Es kann mit Bourdieu von einer relativen Homogenität der Existenzweisen der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten im Bezug auf ökonomi-

29 Die Verwendung des Begriffes Absicht wird in Kapitel 3.2.4 näher expliziert.

30 Die PISA-Studie belegt eindeutig, dass es eine hohe Korrelation zwischen Schichtzugehörigkeit der Eltern und Bildungszugang der Kinder gibt. Während über 50% aller Kinder aus oberen Schichten auf das Gymnasium gehen, beträgt dieser Anteil bei den Kindern ungelehrter ArbeiterInnen 10%. Bei dem Besuch der Hauptschule kehrt sich dieses Verhältnis genau um. Nur 12% aller Kinder der höheren Schichten besuchen eine Hauptschule, aber über 40% der Kinder von ungelerten ArbeiterInnen. Das gleiche Bild zeigt sich auch in der nachfolgenden PISA-Studie (vgl. Prenzel u.a. 2004).

sches und kulturelles Kapital ausgegangen werden und einem entsprechenden gymnasialen Habitus.

Deswegen ist es sinnvoll, Bourdieus Betonung des symbolischen Kapitals zu folgen. Denn die Unterschiede zwischen den einzelnen Handlungsmustern drücken sich am Gymnasium stärker in symbolischer Distinktion und Selbstinszenierung aus, so dass der symbolischen Ebene eine zentrale Bedeutung für das Verständnis der Inszenierungen von Männlichkeit zukommt.

Zudem bietet es sich an, Bourdieus Kapitalientheorie auf die Inszenierungen von Männlichkeit im schulischen Alltag zu übersetzen. Die gesellschaftliche Position von Männern wird nicht einfach durch das ihnen zuerkannte Geschlecht, sondern über das Verfügen über die Kapitalien und den Habitus bestimmt. Die Kapitalkonfigurationen, die notwendig sind, um erfolgreich legitime Männlichkeit zu symbolisieren, variieren je nach Feld. Für das gymnasiale Feld als Forschungsgegenstand der vorliegenden Arbeit setzt sich diese in erster Linie zusammen aus dem Vermögen, mittels sozialen Kapitals Männlichkeit kollektiv herzustellen und dem Vermögen, symbolisches Kapital als Anerkennung legitimer Männlichkeitsinszenierung zu gewinnen. Da die Schüler über noch kein eigenständiges ökonomisches Einkommen verfügen, kann die Betrachtung dieser Kapitalienform vernachlässigt werden. Ökonomisches Kapital spielt in der Studie lediglich im Zusammenhang mit dem Prestige bestimmter Kleidungsstücke eine Rolle, wobei im Untersuchungsfeld Schule bereits erhebliche Distinktionen sichtbar werden. Die Ausstaffierung mit prestigeträchtigen Gegenständen sagt aber noch nicht allzu viel über das reale ökonomische Kapital aus.³¹ Und auch wenn am Gymnasium Unterschiede bezüglich des elterlichen Einkommens existieren, kann aufgrund der Selektivität des Schulsystems eine größere Homogenität unter den Schülern postuliert werden, als beispielsweise zwischen Schülern unterschiedlicher Schulformen. Gleiches gilt auch für das kulturelle Kapital, bei dem ebenfalls von einer relativen Homogenität ausgegangen werden kann. Diese beiden Faktoren fließen in den Habitus aller Schüler (und Schülerinnen) in ähnlicher Weise ein.

Der Habitus Theorie von Bourdieu wird häufig Starrheit vorgeworfen. Seine Vorstellung leiblicher Einschreibung und symbolischer Zweigeschlechtlichkeit lasse kaum Veränderungen zu und zementiere so den dichotomen Zustand der geschlechtlichen Welt, wird kritisiert. Sicherlich fokussiert Bourdieu in erster Linie die Beharrungskräfte der gesellschaftlichen Ordnung. Möglicherweise liegt die Starrheit aber auch in einem eingeeengten Begriff von Körperlichkeit begründet. Der Habitus ist stabil, weil er inkorporiert ist,

31 In der Studie wurden keine personenbezogenen Daten über die Einkommensstruktur der Eltern erhoben, so dass diese Variable nicht systematisch berücksichtigt werden kann.

er wirkt im und durch den Körper. Wenn der Körper als starr beschrieben wird, ist die logische Konsequenz auch ein starrer Habitus. Dem Körper wird nicht nur eine symbolische Bedeutung zugeschrieben, sondern er entsteht erst in der sprachlichen Ordnung. Problematisch scheint die Trennung von Sprache als Diskurs und Körper als rein materielle Erscheinung. Denn auch Körper können als symbolischer Beitrag zur Aufrechterhaltung der symbolischen Ordnung betrachtet werden. Der Diskurs ist dabei ein privilegierter Ort der Verhandlung der symbolischen Herrschaft. Mit diesem erweiterten Diskursverständnis erscheint der Körper als im Rahmen bestimmter Möglichkeiten konstruiert. Zurück zu Bourdieu eröffnet sich die Perspektive, den Körper und damit auch den Habitus als flexibel zu verstehen. Erst das Beharren auf der Starrheit des Körpers führt zu einer theoretischen Fixierung des Habitus.

Ein Hauptproblem von Bourdieus Studie liegt dabei in der Wahl des Feldes für seine Forschung begründet. Denn die Annahme, dass die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit in der Kabylei eine ‚Urmatrix‘ der Geschlechterordnung darstellt, reduziert die Vielfältigkeit von Geschlecht und impliziert dadurch eine Tendenz zu Stereotypisierung. Die radikale Dichotomie der Ordnung der Geschlechter in der Kabylei und die Zuspitzung in der Interpretation verhindert die theoretische Annahme von Abweichungen und Ambivalenzen.

Aber auch Connells System ist dort zu starr, wo er entweder alle geschlechtlichen Praktiken innerhalb des Modells hegemonialer Männlichkeit einordnet, oder sie direkt von Männlichkeit zu Weiblichkeit umdefiniert: er bleibt in der Dichotomie verhaftet. Ironisierungen oder Entdramatisierungen sind mit seinem Konzept theoretisch nicht zu fassen. Auch Koppetsch und Maier kritisieren Connells System als zu statisch, denn dieses ignoriere:

„dass auch die Marginalisierung und Ausgrenzung bestimmter Formen von Maskulinität in Abhängigkeit von milieuspezifischen Normalitätskonstruktionen und kulturellen Orientierungen variiert. Nicht in allen Milieus ist Homosexualität eine ausgegrenzte Form von Männlichkeit. Und nicht überall finden wir eine Marginalisierung ‚alternativer‘ Männlichkeiten“ (Koppetsch/Maier 2001: 28).

Auch wenn dieser Befund etwas hoffnungsfroh anmutet, ist den Autorinnen zuzustimmen, dass die Handlungsmuster von Connell zu statisch gesetzt werden. Diese zentrale Kritik richtet sich weniger gegen die Starrheit allein, als gegen die Kombination eines einerseits kategorialen Systems mit andererseits ungenauen Analysebegriffen. Connell verwendet den zentralen Begriff ‚hegemoniale Männlichkeit‘ in zweierlei Art und Weise, zum einen zur Beschreibung einer übergeordneten Position, zum anderen als generelles Strukturmerkmal von Männlichkeit. Dadurch kommt es häufiger zu Verwirrungen darüber, was jeweils gemeint ist. Deswegen wird hier das supremaive Hand-

lungsmuster weiterhin als hegemoniale Männlichkeit benannt, die Relation, wie die einzelnen Männlichkeiten zueinander und zu Weiblichkeiten stehen hingegen als System hegemonialer Männlichkeiten. Durch den Zusatz ‚System‘ wird deutlich gemacht, dass es sich um ein relationales Geflecht handelt, welches dem Machtmodell der Hegemonie folgt. Die Verwendung des Plurals deutet an, dass unterschiedliche Männlichkeiten existieren.

Gleichzeitig analysiert Connell nicht systematisch, sondern beschreibt in seinen Arbeiten die Biographien einzelner Männer entgegen seinem eigenen Hinweis, dass es sich nicht um konkrete Männer handelt, die bestimmte Positionen innehaben, sondern um Handlungsmuster. In seiner Empirie hält er sich nicht an die eigene Systematik, vermengt marginalisierte und untergeordnete, sowie hegemoniale und komplizenhafte Männlichkeit miteinander.

Connell liefert weder eine konsistente Beschreibung davon, wie die vier Handlungsmuster hergestellt werden, noch von deren unterschiedlichen Legitimierungsstrategien. Damit bleibt sein Ansatz gerade bei der komplizenhaften Männlichkeit – die, wie sich zeigen wird, ein entscheidendes Handlungsmuster bei der Aufrechterhaltung der Hegemonie ist – sehr ungenau und eignet sich nicht für die hier beabsichtigte Untersuchung.

Auch die unklare Trennung von untergeordneter und marginalisierter Männlichkeit erscheint problematisch. So erwähnt er sowohl Homosexualität als auch soziale Situierung als Kriterien der Zuordnung, wobei er keine analytische Trennung unterschiedlicher Handlungsmuster vornimmt. Um dieser Unschärfe zu entgehen, werden im Folgenden diese beiden Handlungsmuster anhand der Frage der Zugehörigkeit zum System der hegemonialen Männlichkeiten unterschieden. Untergeordnete Männlichkeiten werden in dieser Annahme zwar an der Entfaltung ihrer Absichten gehindert, sie verbleiben aber im legitimen Rahmen der hegemonialen Ordnung, ihr geschlechtlicher Status wird nicht in Frage gestellt. Sie sind von Ausgrenzung aus der symbolischen Ordnung bedroht, besitzen aber genügend Kapitalien, um dieser Ausgrenzungsbedrohung zu entgehen. Wesentlich bei der Herstellung marginalisierter Männlichkeit hingegen ist eine Dramatisierung, die darauf abzielt, die Betroffenen außerhalb des Systems hegemonialer Männlichkeiten zu definieren. Dieses kann durch die Verschiebung in den Bereich des Weiblichen, insbesondere durch den Homosexualitätsverdacht, geschehen. Da hegemoniale Männlichkeit auch die Zugehörigkeit zur „Dominanzkultur“ (vgl. Rommelspacher 1998) beinhaltet, kann dieses aber ebenfalls Formen ethnischer Zugehörigkeit betreffen. Die untergeordneten Handlungsmuster verbleiben – trotz Anfechtung – in der symbolischen Ordnung von Männlichkeit, bei marginalisierten Handlungsmustern hingegen findet eine symbolische Entmännlichung statt. Die Marginalisierung muss dabei nicht immer handfeste Ausgrenzung annehmen, sie funktioniert ebenso als aufmerksamkeitsheischende Markierung der Differenz zum legitimen System.

Zum Abschluss soll noch auf ein scheinbar weit verbreitetes Missverständnis innerhalb der Geschlechterforschung hingewiesen werden. Denn es zeigt sich, dass in den verschiedenen Denktraditionen unterschiedliche Begriffe von Macht verwendet werden. Während die kritische Männerforschung und auch Bourdieu mit Macht die Machtverteilung innerhalb der Geschlechterverhältnisse meinen, problematisiert Butler als Vertreterin des Dekonstruktivismus Macht auf einer grundsätzlicheren Ebene. Während die ersteren die Ungleichheit der Ordnung der Geschlechter fokussieren, kritisieren die anderen generell die Notwendigkeit, sich in dieser Ordnung zu verorten. Einige der Missverständnisse in der Debatte um dekonstruktivistische Ansätze könnten möglicherweise vermieden werden, wenn nicht versucht würde, diese Machtbegriffe als sich ausschließende Gegensätze zu behandeln.

Es ist zu bedenken, dass es sich um Aussagen über heranwachsende Jungen handelt, die sich in der Adoleszenz befinden. Deren Konstruktionsprozesse unterscheiden sich selbstverständlich von denen erwachsener Männern. Aber aufgrund der erhöhten Virulenz des Themas Männlichkeit in der Adoleszenz liegt die Stärke dieser Studie gerade in der qualitativen Erfassung der Vielfältigkeit der Jugendlichen. Geschlechtliche Identifizierungen sind individuell und sozial noch nicht so festgeschrieben wie in späteren Lebensphasen. Die Kriterien und Anforderungen, welche an legitime Handlungsmuster von Männlichkeiten gestellt werden, sind jedoch bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen ähnlich. Zusätzlich wirken die in dieser Phase ausgearbeiteten Formen von Männlichkeit über lange Zeiträume biographiestrukturierend.

Um dieses Modell als Raster für eine qualitative Studie zu benutzen, muss genauer expliziert werden, worauf die Kategorien gründen. Dies wird nach der Vorstellung des Feldes im nächsten Kapitel präzisiert.

2.5 Zusammenfassung

Männlichkeit kann nicht als eine feststehende naturgegebene oder essentialistische Tatsache verstanden werden, sondern stützt sich als soziale Konstruktion auf verschiedene Elemente. Es existiert dementsprechend nicht eine einzige Form, sondern ein System von Männlichkeiten, das im Machtmodell der Hegemonie gründet, welches wiederum in der und durch die symbolische Ordnung abgesichert wird. Dabei bildet sich der männliche Habitus heraus. Im System hegemonialer Männlichkeiten existieren vier unterschiedliche Handlungsmuster, deren jeweiliger Status im Klassenverband durch Auseinandersetzungen geregelt wird. Je nach Zugang zu im gymnasialen Feld wirksamen sozialen und symbolischen Kapitalien können die eigenen Absichten durchgesetzt werden – oder eben nicht – und so der Platz in der sozialen Ord-

nung eingenommen werden. Der Gewinn, der aus der Durchsetzung der Absichten winkt, kann als patriarchale Dividende verstanden werden. Dadurch stehen den Schülern wiederum unterschiedliche Zugriffsmöglichkeiten zu den verschiedenen Kapitalien zur Verfügung. Der Körper spielt bei der Konstruktion eine wichtige Rolle, nicht als naturgegebene Begründung, aber sehr wohl als Stützpunkt von Männlichkeit, als eine ‚körperreflexive Praxis‘.

Die Schule stellt als ein zentraler Ort der Ausgestaltung von Jugendkultur eine wichtige Institution der Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit dar. An dieser Stelle werden unter den Jungen männliche Handlungsmuster einstudiert und ausprobiert, gleichzeitig wirkt die Jugend als zweite Chance bei den erhöhten Auseinandersetzungen und Neuverhandlungen von Geschlecht.

Der Wandel, dem Männlichkeit momentan unterworfen ist, geht einher mit Delegitimierungstendenzen. Das Brüchigwerden tradierter Begründungszusammenhänge männlicher Hegemonie, welches häufig unzureichenderweise als Krise von Männlichkeit verstanden wird, führt dabei unter Umständen zu einer Transformation, die nicht zwangsläufig eine Enthierarchisierung, sondern möglicherweise lediglich eine Flexibilisierung – und damit eine Fortschreibung – bedeutet.